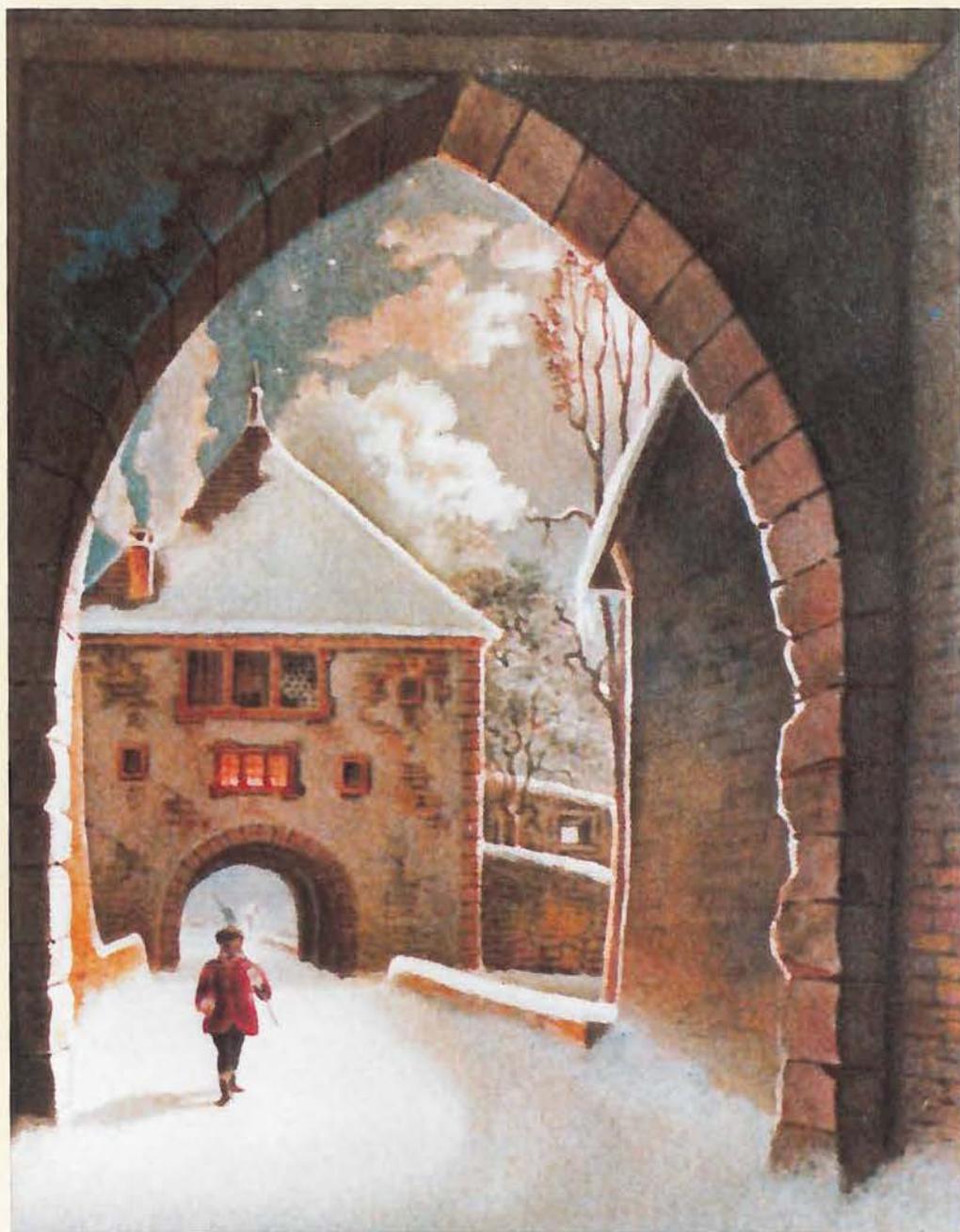


VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXVII / 2004



Jahresheft XXVII

Beiträge des Jahres 2003
zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender

Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender

Georg Schuhbauer, Schatzmeister

Claudia Wildi, Schriftführerin

Beirat:

Claudia Berger

Werner Echle

Elmar Feiß

Karl-Heinz Fischer

Gerhard Hirt

Kurt Müller

Adolf Schleicher

Herbert Stoffel

Michael Tocha

Hubert Waldkircher

Karl-Heinz Weißer

Josef Zieglwalner

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.

Schillerstraße 7

78048 VS-Villingen

Telefon (0 77 21) 5 27 12

mail@ghv-villingen.de

www.ghv-villingen.de

Bankverbindungen:

Sparkasse Villingen-Schwenningen

(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464

Volksbank eG Villingen

(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: 13,- Euro;

zu beziehen über den örtlichen Buchhandel.

(1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag
enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2003

Redaktion:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Helmut Bublies,
Günter Rath

Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Die Verfasser

Autorenverzeichnis auf Seite 116

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Sie wurden in der von den Autoren überlassenen
Fassung unverändert übernommen.

Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist
unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim
Vorstand einzuholen.

Zum Titelbild:

Mit dem künstlerischen Schaffen des Villingener Malers Richard Ackermann beschäftigt sich der Geschichts- und Heimatverein Villingen im Jahresheft 2004. Unser Titelbild zeigt ein Aquarell seines Großvaters Dominik Ackermann d. J. (1824–1880), der, nach einem Studium an der Kunstakademie in München, in seine Heimatstadt Villingen zurückkehrte, wo er im elterlichen Geschäft als Maler und Kaufmann arbeitete. Als Maler hat er zahlreiche Motive von Baudenkmalern Alt-Villingens geschaffen, die inzwischen leider der Spitzhacke zum Opfer gefallen sind. So auch das Vortor vor dem Bickentor, das unser Jahresheft ziert. Sein Enkel, Richard Ackermann (1892–1968), den viele unserer Mitglieder noch gekannt haben, hat 1939 das Motiv des Nachtwächters vor dem Bickentor aufgenommen und in seinem Malstil neu belebt. Auch er fühlte sich der Geschichte seiner Heimatstadt eng verbunden und hat das in zahlreichen Werken zum Ausdruck gebracht. Sein Bickentor und einige Bilder seines grafischen Werkes sind ganz vorne in diesem Heft zu finden. Sie entsprechen ganz dem Titel unseres Jahrbuches „Villingen im Wandel der Zeit“. (hc)

Bildnachweis:

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Heft)

Buch „Bildkunst vom Schwarzwald und von der Baar“ –
der Maler und Grafiker Richard Ackermann: 1, 8, 9

Archiv Helmut Kury: 10 (3), 11 (4), 12 (4)

Jochen Hahne: 13, 103

Kurt Müller: 14-22

Hermann Colli: 23, 42, 44, 47, 51, 68-70, 88-90, 93-95, 106, 113, 115

Lambert Hermle: 25

Münsterpfarramt: 26

Werner Huger: 29-40, 92 (3)

Willi Meder: 53-55

Christian Sieber: 56, 58

Gerhard Hirt / André Saile: 63, 71-73

Sparkasse Villingen-Schwenningen: 64, 66

Michael Tocha: 74-81

Günter Rath: 84, 114, 115

Wolfgang Kury: 96, 97 (4)

Sammlung Franziskanermuseum: 98, 99

Karl Rosenfelder: 102, 104, 105

Manfred Hildebrandt „Villingen auf alten Ansichtskarten“: 106

GHV-Katalog „Beruf Künstler“: 109

Stadtarchiv: 110, 111

Archiv Schwarzwälder Bote: 112

Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Layout / Grafische Gestaltung:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Helmut Bublies, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

W. Leute, Buchdruck – Offsetdruck, VS-Villingen

Impressum	3	<i>Redaktion</i>	
Bildnachweis	4	Stumme blau-weiße Stadtführer	71
Vorwort	6	<i>Michael Tocha</i>	
<i>Helmut Kury</i>		Eine Schwenninger Mutter, ihr krankes Kind und die Nonnen zu Villingen	74
Erinnern Sie sich noch?		<i>Hansjörg Kindler-Trixini</i>	
Villingen im Wandel der Zeit	8	Die Stadt Villingen in den Werken von Pfarrer Heinrich Hansjakob	84
<i>Redaktion</i>		<i>Redaktion</i>	
Wo bleiben die Jaag-Puppen?	13	Splitter zur Geschichte des Alten Rathauses . .	88
<i>Kurt Müller</i>		<i>Werner Huger</i>	
Die Passionsstele am Stationenweg	14	Die Gerberstraße ändert ihr Gesicht	92
<i>Kurt Müller</i>		<i>Hermann Colli</i>	
Die Ehrenwache der Lorettokapelle	23	Rudolf Heck – mit offenen Augen unterwegs	93
<i>Lambert Hermle</i>		<i>Wolfgang Kury</i>	
D’Lorettokapell. Eine Ballade	25	Der Schwarzwälder Geigenbau	96
<i>Heinrich Adrion</i>		<i>Anita Auer</i>	
Die herausragende Stellung der Villingener Münsterkanzlei	26	Blick durch’s Schlüsselloch	98
<i>Werner Huger</i>		<i>Gerhard Hauser</i>	
Was sagen uns die Villingener Bürgerbücher ab 1336?	28	Auf den Spuren der einzigartigen „Goetz“ . . .	102
<i>Christian Schulz</i>		<i>Lisbeth Neugart</i>	
Zwischen Abwehrkampf und Angriffslust. . . .	42	De Schiffliweiher	106
<i>Willi Meder</i>		<i>Barbara Stern</i>	
Auf den Spuren des Klosters St. Georgen	52	Fasnet Mändig Morge	107
<i>Christian Sieber</i>		<i>Ute Schulze</i>	
Zwischen Konfrontation und Begegnung. . . .	56	Aus der Arbeit des Stadtarchivs	110
<i>Stefan Preuß</i>		<i>Hermann Colli</i>	
150 Jahre Engagement	64	Dankbare Erinnerung an Dr. Wilhelm Binder	112
<i>Hermann Colli</i>		<i>Claudia Wildi</i>	
Verteidigungsbereitschaft der Bürger und Blick in Villingens Waffenkammer	68	Jahresrückblick	114
		Autorenverzeichnis	116

Auch zum Ende des Jahres 2003 dürfen wir Ihnen einen neuen Band der Beiträge des Geschichts- und Heimatvereins „Villingen im Wandel der Zeit“ überlassen. Mit unserer Freude über das Werk verbinden wir unsere guten Wünsche an alle Mitglieder, Freunde und Leser für ein gutes, gesundes und glückliches Jahr 2004. Unser Dank gilt zuerst unseren Autoren, die uns ihre Beiträge überlassen haben und in immer stärkerem Maße auch die technisch zeitgemäße Erstellung ihrer Manuskripte besorgen, ohne dafür entlohnt zu werden.

Unseren hilfsbereiten Sponsoren sei an dieser Stelle ebenso herzlich gedankt wie unseren Mitgliedern. Gemeinsam schaffen sie den finanziellen Rahmen, damit auch diese Ausgabe in gewohnter Qualität erscheinen kann.

Der vorliegende Band enthält neben neuen Aufsätzen auch Beiträge, die bereits als Vorträge Aufmerksamkeit erzeugt haben oder in anderen Ausgaben veröffentlicht wurden. **Christian Schulz** und **Christian Sieber** stellten uns auf Wunsch vieler begeisterter Zuhörer die Druckversionen ihrer Vorträge „Zwischen Abwehrkampf und Angriffslust. Villingen im Dreißigjährigen Krieg nach den Tagebüchern des Benediktinerabtes Georg II. Gaisser von Sankt Georgen“ und „Zwischen Konfrontation und Begegnung. Die vorderösterreichische Stadt Villingen und die schweizerische Eidgenossenschaft im 15. und 16. Jahrhundert“ zur Verfügung. **Michael Tocha** schildert die Lebenssituation einer „Schwenninger Mutter, ihres kranken Kindes und der (Hilfe der) Nonnen zu Villingen“. Auch wenn nicht zu erwarten ist, dass jeder Leser jedem Beitrag die gleiche Aufmerksamkeit schenkt, trägt doch jeder Aufsatz ein weiteres spannendes Detail zur Kenntnis von Stadt und Region bei.

Stets mit offenen Augen unterwegs ist unser Mitglied und Kunstmaler **Rudolf Heck**. **Hermann**

Colli hat ihn auf seinem Weg durch sein künstlerisches Schaffen, in dem vieles vom alten Villingen lebendig wird, begleitet.

Unsere Reihe „Erinnern Sie sich noch? Villingen im Wandel der Zeit“ hat für diese Ausgabe **Helmut Kury** zusammen gestellt und **Richard Ackermann** gewidmet. **Gerhard Hirt** verweist auf etliche **Informationstafeln** an herausragenden Gebäuden in Villingen.

Wir freuen uns ganz besonders, dass auch in dieser Ausgabe wieder eine herausragende Schülerarbeit aus einem Geschichtskurs am **Gymnasium am Romäusring** veröffentlicht werden kann. Es geht in diesen schon zur Tradition gewordenen Beiträgen der Schülerinnen und Schüler nicht darum Historiker zu schaffen, sondern es geht uns darum, dass in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit das eigene Urteilsvermögen geschult wird und erste Erfahrungen mit wissenschaftlichen Methoden gewonnen werden. Junge Menschen erkennen, wie Hartnäckigkeit und Durchhaltevermögen zum Erfolg führen können. Sie lernen, was Einfallsreichtum und Kreativität bewirken können. Arbeiten im Team, Argumentieren, vernetztes Denken, all das sind Qualitäten, die die moderne Gesellschaft mehr und mehr abverlangt.

„Was sagen uns die mittelalterlichen Bürgerbücher?“ Diese Frage beantwortet für uns unser Ehrenmitglied **Werner Huger** in seinem Beitrag über Inhalt und Bedeutung der Villingener Bürgerbücher.

Stefan Preuß lässt die 150jährige Geschichte der **Sparkasse Villingen-Schwenningen** Revue passieren und **Gerhard Hauser** verfolge für uns die „**Spuren der einzigartigen Götz**“.

Wolfgang Kury und **Anita Auer** widmen sich dem **Schwarzwälder Geigenbau** und lassen uns mit Spannung auf die **Ausstellung im Franziskaner** im Mai 2004 warten.

Mit großer Freude haben wir auch in diesem Jahr das Gedicht von **Lisbeth Neugart** vom „Besinnlichen Abend“ aufgenommen, mit dem sie uns an den „**Schiffliweiher**“ führt.

Hermann Colli gedenkt unseres verstorbenen Ehrenmitglieds, Freundes und Gönners **Dr. Wilhelm Binder**.

Für den Geschichts- und Heimatverein von großer Bedeutung war die Errichtung der von Professor Klaus Ringwald geschaffenen Stele zur Erinnerung an den Stationenweg. Viele Menschen verweilen auf dem Weg zum Gräberbesuch oder zur Gräberpflege an der Station. Unser Beiratsmitglied, **Dekan und Münsterpfarrer Kurt Müller**, erinnert in seinem Beitrag „**Die Passionsstele am Stationenweg**“ an die Geschichte und die Bedeutung des Kreuzwegs am Stationenweg für eine Vielzahl von Menschen aus unserer Stadt. Wir danken allen Mitgliedern, die durch ihr finanzielles Engagement zur Verwirklichung dieses Projekts beigetragen haben. Wir würden uns freuen, wenn auch diejenigen unserer Mitglieder, die sich bisher nicht zur Überweisung des Spendenbeitrags in Höhe von € 30 entschließen konnten, dem Geschichts- und Heimatverein helfen würden, dieses ohne öffentliche Mittel geschaffene Werk mit zu finanzieren.

2004 sind 300 Jahre vergangen, dass für die Stadt Villingen Gefahr bestand, von den Franzosen eingenommen zu werden. Die Bitte, vor dieser Gefahr gerettet zu werden, mündete in das Versprechen, die Lorettokapelle zu errichten. Ebenfalls aus der Feder von **Kurt Müller** stammt der Beitrag „**Die Ehrenwache der Lorettokapelle**“. **Lambert Hermle** gedenkt in seiner Ballade „**D’Lorettokapell**“ dem historischen Ereignis.

Hansjörg Kindler-Trixini hat in den Büchern von **Pfarrer Heinrich Hansjakob** gesucht und zahlreiche **Hinweise auf die Stadt Villingen in den Werken** des Pfarrers, Schriftstellers und Politikers gefunden und **Willi Meder** führt uns zu den „**Spuren des Klosters St. Georgen**“.

Es sind noch einige andere Beiträge, die in diesem Vorwort nicht besonders erwähnt werden, im Heft zu finden. Sie alle sind lesenswert und tragen dazu bei, „Villingen im Wandel der Zeit“ darzustellen.

Die Kenntnis der Geschichte ist das Fundament für die Gestaltung der Zukunft. Nur aus einer eingehenden Kenntnis vom eigenen Standort und von der eigenen Vergangenheit kann man sichere Fundamente für die Zukunft bauen. Mit seinen Beiträgen in „Villingen im Wandel der Zeit“ geht es dem Geschichts- und Heimatverein um Heimatgeschichte im guten Sinn, also ohne Kitsch und Betulichkeit. Was unsere Autoren anbieten, wurde und wird konkret und realitätsnah erforscht, durch Quellenstudium und Gespräche mit Zeitzeugen ermittelt.

Die Kenntnis von Geschichte, der Sinn für historische Zusammenhänge ist in ganz besonderer Weise für die Gestaltung der künftigen Gesellschaft wichtig. Geschichte hat eine aufklärende Funktion. Wer sich mit ihr beschäftigt, sei es auf lokaler Ebene oder im Weltmaßstab, wird nicht mehr so leicht von kurzatmigen Prognosen und aufgeregten Propheten aus dem Gleichgewicht gebracht werden können. Das erzeugt die notwendige Gelassenheit. Schließlich stärkt die Beschäftigung mit Geschichte den Umgang der Generationen untereinander. Wir erkennen, wie die Generationen miteinander verwoben sind, und wir erkennen natürlich auch, dass wir nicht erst heute in eine Umwelt hinein gestellt sind und dass sich dadurch auch viele Dinge bei näherer Sicht relativieren.

Mit seinen Jahresheften will der Geschichts- und Heimatverein Villingen Einblicke geben in und Verständnis wecken für vergangene Zeiten. Die Vielfalt des kulturellen Erbes bereichert jede Stadt. Wir wollen unsere Möglichkeiten nutzen, unser kulturelles Erbe zu bewahren.

Wir hoffen, dass auch diese Ausgabe von „Villingen im Wandel der Zeit“ eine kleine Fundgrube für alle geschichtlich Interessierten ist und Sie weiterhin geneigter Leser unserer Jahresbeiträge zur Geschichte der Stadt Villingen und unserer Region bleiben.

H. Günter Rath

Erinnern Sie sich noch?

Villingen im Wandel der Zeit.

Helmut Kury

Wie sich Villingen im Laufe der Zeit verändert hat, wird dieses Jahr im grafischen Werk von Richard Ackermann (1892 – 1968) gezeigt.

Die Bilder stammen aus drei Zyklen:
Von 1920 Kreidezeichnungen mit dem Titel „Alt-Villingen“,
von 1924 Zehn Lithographien „Villingen“ und
von 1968 „Villingen, die Stadt der schönen Türme und Tore“.

Wandel auch im künstlerischen Werk von Richard Ackermann:

Die Bilder von 1920 noch düster, romantisch, realistisch, ausgearbeitet, abgeschlossen.

Die von 1924 zeigen schon deutlich den Zeitgeist des Expressionismus. Sie sind hell, skizzenhaft, lassen Überschüssiges weg, sind durch Verzicht eigentlich viel wesentlicher.

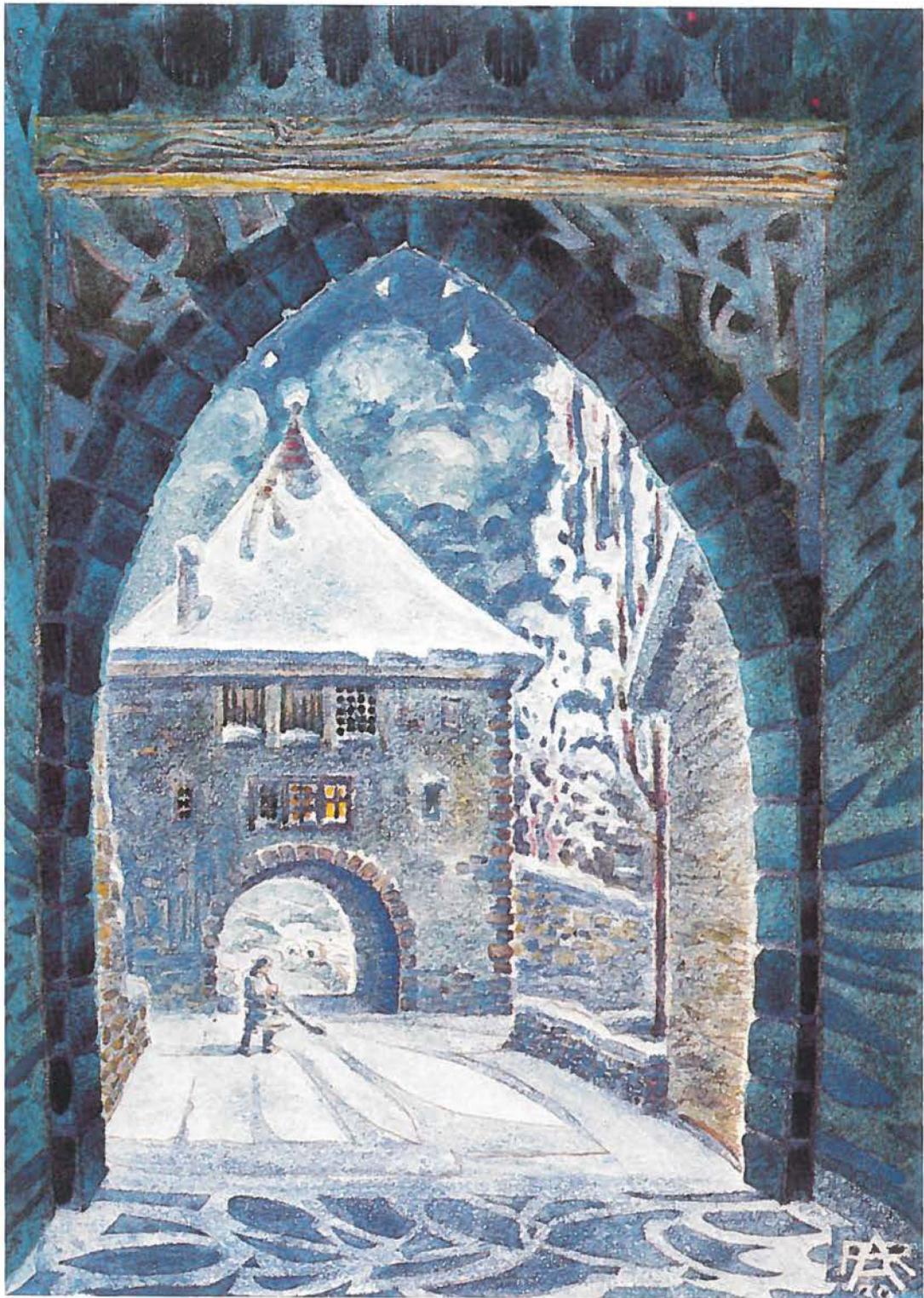
Richard Ackermann lebte vorwiegend in Villingen und fand seine Motive in seiner Heimat.

„Aber nie ist ihm die historische Vergangenheit Hemmnis oder Ballast, sondern sie ist ihm eigenwillige Dimension, in der der Beschauer ein Stück seines Selbst erlebt und in die er seine Gegenwart hineinprojiziert. Äußere Motive sind für ihn nur Anlass um sie auf seine Weise zu interpretieren und sich gleichsam von innen her in die Welt einzufühlen“ (Gustav Heinzmann).

Immer wieder hat Richard Ackermann die Ansichten seiner Heimatstadt in Serien dargestellt. 1964 in Zeichnungen „Rund um Alt-Villingen“ und in seiner letzten Mappe mit elf Lithografien „Villingen, die Stadt der schönen Türme und Tore“. In diesem Zyklus versucht Richard Ackermann eine moderne Sehweise seiner Stadt.

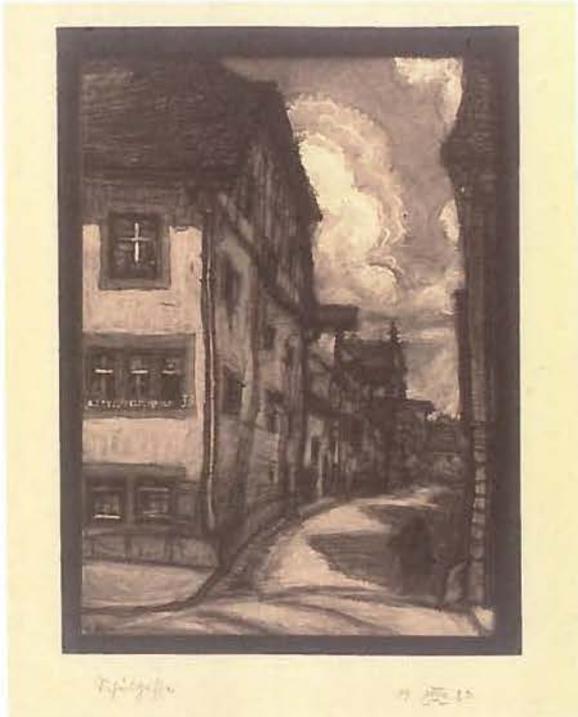
Unromantisch, ornamental, doch die Architektur real darstellend, gemagerte Lineatur, Hell-Dunkel abwägend. Betrachtet man die den Bildraum füllenden Schraffuren und Formen genau, kann man unzählige Menschengestalten entdecken, wie zufällig im Ornament verwoben. Sind wir es, die mit den Türmen und Toren leben, diesen Gedächtnismalen der Vergangenheit, die uns Geborgenheit geben und Heimat sind?



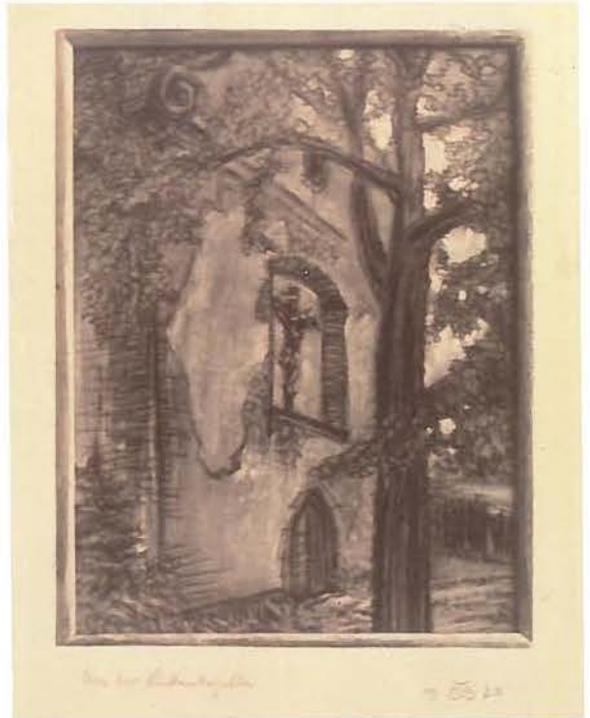


Das Motiv seines Großvaters Dominik Ackermann d. J., das unser Titelbild zeigt, hat Richard Ackermann 1939 wieder aufgenommen und neu belebt. Sein Wächter trägt aber keine Hellebarde, sondern bläst das Herterhorn.

Zyklus von 1920



Schulgasse



An der Bickenkapelle



An der Gerbergasse

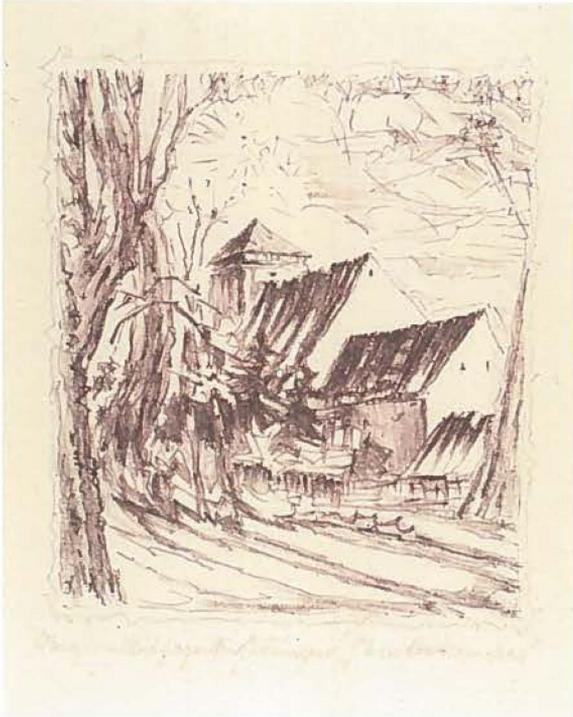
Zyklus von 1924



Niedere Straße



Obere Straße

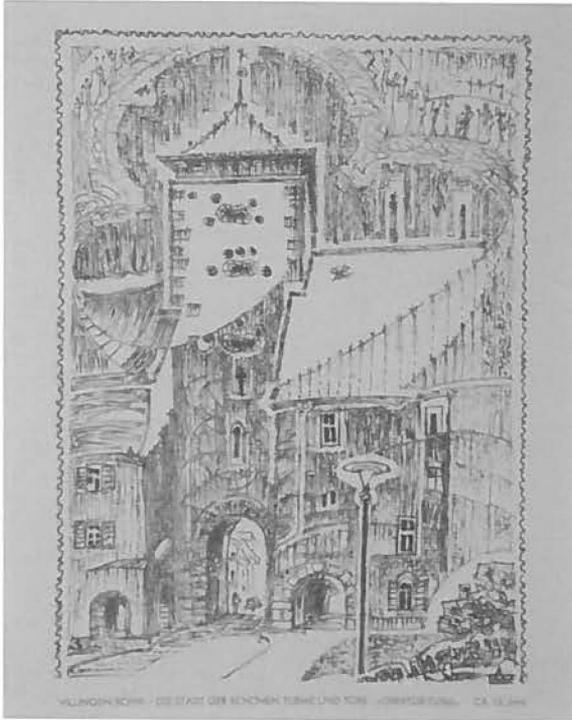


Oberetorkomplex



Stadtmauer am Romäusturm

Zyklus von 1968



Obertor-Turm



Johanniter-Turm



Siechen-Turm



Romäus-Turm

Narrozunft will kleine Mäschgerle für die Stadt erhalten. Geschichts- und Heimatverein unterstützt das Bemühen

Seit vielen Jahren erfreuen sie die Villingener, denen Geschichte und Brauchtum ihrer Heimatstadt besonders am Herzen liegt: Die von Ingeborg Jaag geschaffene Puppensammlung mit Personen und Darstellungen der hohen Tage in der Zähringerstadt.

Kurz vor Redaktionsschluss des GHV-Jahresheftes lösten sie eine heftige Diskussion aus, an der sich auch der Geschichts- und Heimatverein beteiligte.

Die Narrozunft entschloss sich, die wertvolle Sammlung zu erwerben um zu verhindern, dass sie in eine andere Stadt – Interessenten sitzen in Rottweil und Hüfingen – abwandert. Zunftmeister Klaus Hässler macht keinen Hehl aus seiner Enttäuschung über die Stadt Villingen-Schwenningen, die die Frage nach einem Ankauf der Puppen für eine Dauerausstellung noch immer nicht geklärt hat.

Wie schnell wertvolles Kulturgut der Stadt verloren gehen kann, haben die Villingener allzu gut noch in schlechter Erinnerung. Die Zunft kann es bis heute noch nicht verwinden, dass vor einigen Jahren die wertvolle Schemen-Sammlung des Villingener Rechtsanwaltes Kurt Müller verkauft wurde und heute im Schloss Langenstein zu bewundern ist. Der GHV wurde mit diesem Verlust vor zwei Jahren beim Besuch des Fasnetmuseums im Hegau bitter konfrontiert. „Das darf nicht wieder passieren“, erklärt der GHV-Vorsitzende Günter Rath anlässlich der Diskussion um den Verbleib der Jaag'schen Puppensammlung.

Der Geschichts- und Heimatverein begrüßt die Entschei-

dung der Narrozunft, die vielbewunderten kleinen Mäschgerle von ihrer Schöpferin zu kaufen und sie zunächst einmal zur Fasnetzeit im Schaufenster des Wäsche-Fachgeschäftes Schilling in der Oberen Straße auszustellen. Der GHV hofft zusammen mit der Narrozunft, dass bald eine befriedigende Lösung gefunden wird und die Fasnetfiguren ihren Platz in einer Dauerausstellung im Franziskanermuseum finden. (hc)

NACHTRAG

Kurz vor Drucklegung dieses Hefies erreichte uns noch eine gute Nachricht. Die Narrozunft und die Stadt haben eine annehmbare Lösung gefunden: Die Puppensammlung wird von der Narrozunft gekauft und jeweils in der Fasnetzeit, zwischen Dreikönig und Aschermittwoch, im Franziskanermuseum ausgestellt. Der GHV hofft, dass sich später doch noch die Möglichkeit ergibt, die wunderschönen Miniaturen ganzjährig der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.





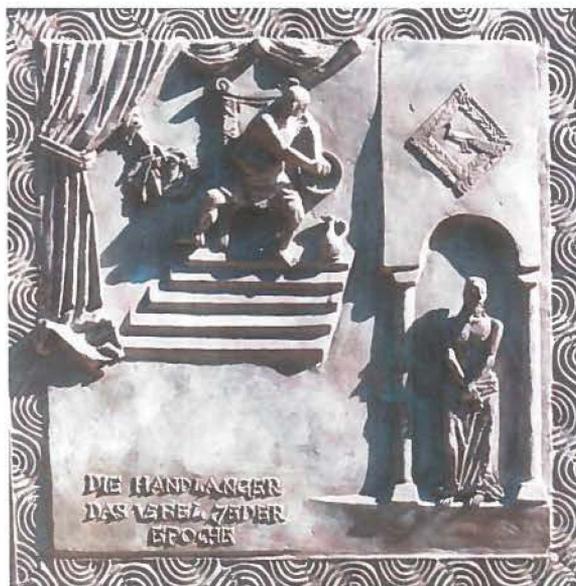
Initiiert vom Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. und finanziert durch Spenden seiner Mitglieder, konnte am 6. Oktober 2002 an gut geeigneter Stelle, am Ende des Stationenweges, in der Nachbarschaft des Friedhofes, eine 220 cm. hohe Stele enthüllt werden. Professor Klaus Ringwald hat die drei Flächen des bronzenen Kunstwerkes mit den Szenen von drei Kreuzwegstationen gestaltet. Oberbürgermeister Professor Matusza hatte die Überlassung des Grundstücks und die Finanzierung des Fundamentbereichs durch die Stadt Villingen-Schwenningen ermöglicht. Der Künstler stellte sein Werk vor, nannte mit Dank die Mitarbeiter in der Gießerei, die

Verantwortlichen des Grünflächenamtes und deutete die Reliefs mit der Schrift auf den drei Seiten der Stele. Dekan Kurt Müller, der die Texte entworfen hatte, sprach ein Segensgebet. Günter Rath, der Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins, übergab das kostbare Werk der Wertschätzung und der Fürsorge der Öffentlichkeit, die in großer Zahl an der Einweihungsfeier teilgenommen hatte. Von den üblichen, in den meisten katholischen Kirchen zu entdeckenden 14 Kreuzwegstationen wurden drei ausgewählt:

Jesus wird zum Tod verurteilt.

Klein, noch unter der untersten Stufe steht wehrlos der angeklagte, gefesselte Jesus. Fünf Stufen höher, fast auf dem Richterstuhl sitzend wäscht Pilatus nach gefällttem Urteil sich „in Unschuld“ die Hände. Der deutende Satz lautet:

DIE HANDLANGER
DAS UEBEL JEDER
EPOCHE

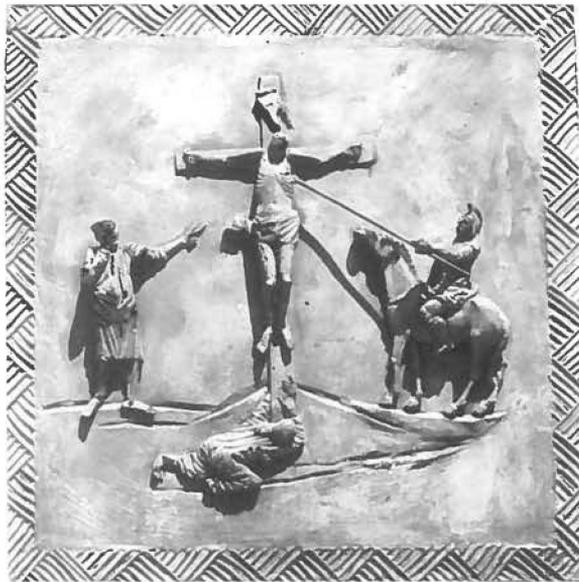


Der biblische Inhalt und der Sinn der 14 Kreuzwegstationen ist heute wohl nicht mehr allen Passanten sofort geläufig. Deshalb und auch aus gestalterischen Gründen deckt erklärende Schrift jeweils den unteren Teil der drei Flächen. Zum Todesurteil über Jesus lautet der Text:

MENSCHEN URTEILEN
SIE VERURTEILEN

ZU ALLEN ZEITEN
GAB ES STANDHAFTE
ZEUGEN
DIE VOR DEN
TRIBUNALEN
NICHT ZERBRACHEN

WAHRHEIT
UND WERTE
RUFEN NACH
ZEUGEN
UND
BEKENNERN.



Auf der Stirnseite der Stele, jedem Vorübergehenden direkt zugewandt, erscheint das Geschehen von Golgotha „Es ist vollbracht“. Um den sicheren Tod zu konstatieren, stößt der Soldat

(in der Legende Longinus genannt) mit der Lanze in die Seite Jesu. Die beiden Schächer und alle übrigen Zeugen der Hinrichtung sind ausgeblendet. Nur Johannes und Maria Magdalena in sprechender Gebärde verweisen auf den die Welt erlösenden Tod. Der zweiteilige Text lautet:

DAS KREUZ
AM WEG
KREUZT UNSERN
LEBENSWEG

DA STICHT EINER ZU
AUF HOHEM ROSS
AM FUSS DES BALKENS
NAMENLOSE KLAGE
EINER
MIT FRAGENDER GESTE

WER STIRBT
DA FUER WEN
WARUM?
DIE RICHTIGE
ANTWORT
IST WICHTIG.

In kleinerer Schrift nennt der Text unten die Begründung für die Errichtung der Stele:

AM WEG VON DER
BICKENKAPELLE
ZUR ALTSTADT ZUM
FRIEDHOF
BEGEGNETEN UNSERE
VORFAHREN BIS ZUM
BAU DER EISENBAHN
DEN 14 STATIONEN
EINES KREUZWEGS
MIT DIESER STELE.
IM JAHR 2002 VOM
GESCHICHTS UND HEIMAT-
VEREIN ERRICHTET
SOLL DIE ERINNERUNG
AN DIESEN STATIONEN-
WEG LEBENDIG BLEIBEN.



Nach Osten lautet die Station: „Jesus wird ins Grab gelegt“. Da ist das neue Grab in das noch niemand gelegt worden war. Josef von Arimatea und Nikodemus, die wichtigen Akteure, sind aus dem Bild. Kein Leinentuch, keine Spitzereien, nicht hundert Pfund Myrrhe und Aloe. Nur Maria von Magdala sieht wohin man ihn gelegt hat. Die Komposition erinnert an eine Theaterbühne: Schwappt der Vorhang nun endgültig zu und das Spiel ist aus oder ist der dunkle Vorhang der Grabesnacht zurückgezogen und eine Zukunft im Licht beginnt? Der Satz am Grab weist in die rettende Richtung:

TOD WO IST
DEIN SIEG
TOD WO IST
DEIN STACHEL

Die Inschrift verkündet:

EINER WIRD
INS GRAB GELEGT
DAHIN ZIELT ALLER
MENSCHEN
LEBENSWEG

SCHEINBAR HAT
DER TOD GESIEGT
AN OSTERN HATTE

KEINER GEDACHT
DER AUFERSTANDENE
LEBT
IHM NACH FUEHRT
UNSER LEBENSWEG
IN DIE WEITE.

Damit ist dem untergegangenen Stationenweg ein Denkmal gesetzt. Man kann noch ein paar Erinnerungen an diesen, für die Villingener bedeutsamen Weg wachrufen. Über die steinerne Brigachbrücke, vor dem Bickentor, führte der Weg an der Bickenkapelle vorbei zur Altstadtkirche, zum Friedhof. Im Leben oft begangen war das in der Regel der letzte Weg im Leichenzug zum Gottesacker. Die Anzahl der Bildstöcke und ihr Inhalt sind nicht mehr genau rekonstruierbar. Vermutlich stammten die Stationen aus unterschiedlichen Zeiten und waren nicht die jetzt üblichen 14 Stationen des Kreuzwegs. Eine erhaltene Auflistung von 1755 kennt noch zehn Stationen. Zählt man aber die Bickenkapelle, das Nägelinkreuz, die Kreuzabnahme und das Heilige Grab in der Altstadtkirche dazu, dann kommt man wohl auf 14 Stationen. Die wertvollste davon, Gott sei Dank erhalten, ist die Schächergruppe, die 1492 von der Sebastianbruderschaft gestiftet, im Vorzeichen der Altstadtkirche aufgestellt war. Die Kopie davon zierte jetzt den Turm der Friedhofskirche und die Originale sind im Chorraum der Franziskanerkirche geborgen.

Am ehemaligen Gutshof des Klosters St. Ursula hatten sich die beiden letzten Bildstöcke bis zum Neubau des Gymnasiums Am Hoptbühl erhalten, allerdings ohne Bild oder Relief. Der Weg führte damals über freies Feld ohne Strassen, ohne Eisenbahn. Als Stationenweg war er sicher eine Einladung zur Besinnung, zum meditativen Umgang mit Fragen nach Lebensziel und Lebensende. Der Stadtpfarrer Johann Jakob Riegger beschreibt in seinem Nägelinskreuzbüchlein von 1735 welches spirituelle Angebot der Weg für die Villingener bereit hielt: „Kan man in der Still eine kurz- und doch gute Wahlfahrt in die Alt-Statt auff den Gottes-Acker verrichten: als zum Exempel/ man betet im hinauß gehen den ersten/ bei denen



Begräbnissen den anderen/ und im wider heimgehen den dritten Rosenkranz/ und gewinnet mit disem Psalter vollkommenen Ablass/ kan solches denen Abgestorbenen schenken; und verrichtet alles in einer Stund.“

Passionsfrömmigkeit in Villingen

Bei Kriegsgefahr, in Krankheit, bei Seuchen und Hunger waren die Menschen viel unmittelbarer mit Sterben und Tod konfrontiert als wir heutigen. Trost und Kraft schöpften sie aus der Betrachtung des Leidens Christi, aus der Bereitschaft zur Nachfolge Jesu auch auf dem Kreuzweg. Beim Bemühen sich in das Leiden Christi zu versenken, sich mit ihm zu identifizieren wird natürlich auch der Wunsch wach, die Schauplätze seines Lebens, Leidens und Sterbens mit eigenen Augen zu sehen, leibhaftig zu erfahren. Das ist der Wurzelgrund der Wallfahrt ins Heilige Land zu den heiligen Stätten, die schon ganz früh begonnen hat, im vierten Jahrhundert. Die Epoche der Kreuzzüge brachte

eine enorme Kenntnis des Orients ins Abendland. Die Herrschaft des Islam behinderte die Wallfahrt nicht sehr. Sie erlebte im 15. Jahrhundert eine neue Blüte und bis heute fahren Jahr für Jahr Tausende von Pilgern aus allen Ländern nach Palästina. Einer der ersten Pilgerberichte aus dem heiligen Land stammt von der Pilgerin Eteria aus dem Jahr 393. Sie war wohl eine Nonne aus Südfrankreich und ihr Bericht nennt eine Fülle von heiligen Stätten und liturgischen Gebräuchen im heiligen Land. Der heilige Bischof Konrad von Konstanz ist im zehnten Jahrhundert drei mal ins heilige Land gepilgert. Die Wallfahrt des Franziskanerpaters Stefan Fuchs im letzten viertel des fünften Jahrhunderts ist für uns in Villingen wichtig, weil er Beichtvater im Klarissenkloster war, und seine Wallfahrt darin reiche Folgen zeitigte. Auf Ersuchen des Rates der Stadt und auf Vermittlung des Franziskanerprovinzials Heinrich Karrer, kam im Jahr 1480 Ursula Heider aus Valduna in Vorarlberg nach Villingen, um die Frauen in der Sammlung am Bickentor zu einem geschlossenen Klarissenkloster zusammenzuführen. Ihr schenkte oder lieh der Pater Stefan Fuchs sein Pilgerbüchlein, in dem alle bedeutsamen Stätten im heiligen Land und in einem Anhang auch die Hauptkirchen Roms und die wichtigsten Wallfahrtsorte der Christenheit aufgelistet waren. Seit Ursula Heider Äbtissin im Bickenkloster war, galt die strenge Klausur. Die Nonnen durften nie mehr ihr Kloster verlassen. Ursula Heider fasste den Plan, alle heiligen Stätten und Wallfahrtsorte auf kleine Pergamentblätter zu vermerken und diese Pergamentinschriften an zahlreichen Plätzen im Kloster, in der Kapelle und im Kreuzgang anzubringen. Sie lud ihre Schwestern ein beim meditativen Aufsuchen dieser mit Schrift vermerkten Plätze eine „peregrinatio spiritualis“, eine geistliche Pilgerfahrt zu unternehmen. Es ist erstaunlich, dass sie es von Villingen aus wohl durch die Vermittlung von Franziskanern zustande brachte, dass Papst Inozenz XIII. ihr 1491 für alle diese markierten Denkplätze im Klarissenkloster die gleichen Ablass verlieh, wie beim leibhaftigen Besuch der Schauplätze im fernen Palästina oder in Rom den Pilgern zuteil werden konnten. Aufgrund dieser

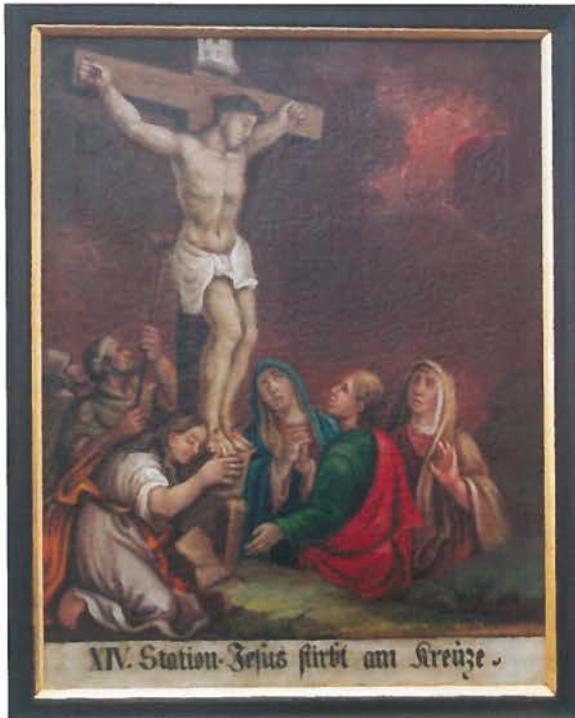


men und ist jetzt im Eingangsbereich des Franziskaner in Sicherheit. Das Riettor zeigt zur Rietstraße hin ein Bild von der Annagelung Christi. Nach einem älteren Vorbild wurde dieses Fresko von Albert Säger (1866–1924) erneuert. Die Platzierung eines solchen Bildes am Stadttor ist vermutlich begründet durch den nebenanliegenden ehemaligen Friedhof der Franziskaner, jetzt Osianderplatz genannt, oder durch die Tatsache, dass der Weg zum Hochgericht durchs Riettor hinausführte. In Zusammenhang mit der Passionsfrömmigkeit ist auch eine Villingener Besonderheit zu sehen, die freilich in anderen Städten schon früher im Brauch war. 1585 am Katharinentag, am 25. November wurde angeregt durch die Franziskaner eine Bruderschaft begründet, deren Aufgabe es sein sollte „die Passion in gewissen Jahren ewiglich zuhalten.“ Das bedeutet im bestimmten Rhythmus in Villingen ein Passionspiel aufzuführen. So wurden dann fast zwei hundert Jahre lang die Villingener Passionspiele unter der Leitung der Franziskaner mit der Beteiligung vieler Bürger aufgeführt. Dieses geistliche Spiel dauerte Stunden am Gründonnerstag und am Karfreitag. In der größten Form waren 140 Schauspieler daran beteiligt. Zahlreiche, auch von weit herkommende Zuschauer nahmen jeweils daran Teil. Der Text ist im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen erhalten und hat im Verlauf der Zeit manche Veränderungen erfahren. Manchmal wurde nur in der Franziskanerkirche gespielt, dann im Garten auf der Südseite des Klosters. Die Kreuzigung fand manchmal auf dem Marktplatz

statt, Prozessionen verbanden die einzelnen Spielorte. Geistliche und weltliche Obrigkeit sahen das ursprünglich fromme Mysterienspiel sich zunehmend in ein Spektakel verwandeln. Akteure und Zuschauer vergaßen den Ernst der Sache. Passionspiel wurde von manchen als Possenspiel missverstanden und so kam schließlich nach auf und ab, nach Blütezeit und Krisenphasen am 5. April 1770 das endgültige Verbot des Spiels und der Prozession. Die kirchlichen Behörden in Konstanz hatten dem Verdict der vorderösterreichischen Regierung zugestimmt. Reste der Passionskulissen erinnern im Chor der Franziskanerkirche an diese Zeit der geistlichen Spiele in Villingen.

Die Kreuzwege in den Villingener Kirchen

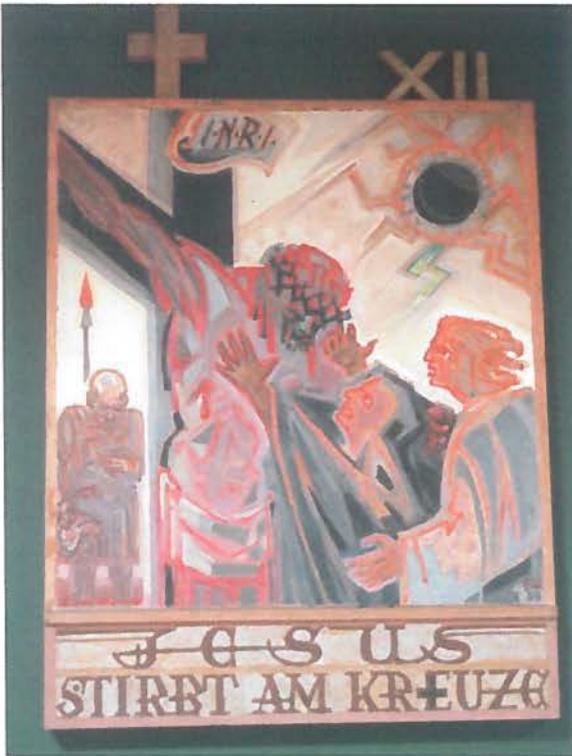
Wer sich mit den vorgetragenen Gedanken etwas beschäftigt hat, wird vielleicht mit erneuerter Aufmerksamkeit beim Betreten einer der Villingener Kirchen auf die Kreuzwegsdarstellungen achten. Seit der grundlegenden Renovierung der Benediktinerkirche sind dort als Ersatz für die schlichten, schwarzweißen Drucke des Beuroner Kreuzwegs 15 Stationen eines ländlich-barock gemalten Kreuzwegs angebracht. Dieser Kreuzweg mit stark von den üblichen Stationen abweichenden Bildinhalten stammt aus der Pfarrkirche in Kettenacker in Hohenzollern und wurde uns aus dem Depot des erzbischöflichen Ordinariates geschenkt. Restaurator Rau hat die Bilder gereinigt und neu gerahmt. Sie fügen sich vorzüglich in den Rahmen der übrigen Ausstattungsstücke der Benediktinerkirche.



Bei der Wiedereinrichtung des Münsters von 1905 bis 1909 wurde in Zusammenhang mit der hölzernen Wandverkleidung im inneren Sockelbereich und mit der Aufstellung der Windfänge auch ein damit verbundener neuer Kreuzweg mit 14 Stationen geplant und bei der aus Südtirol stammenden Offenburger Holzbildhauerwerkstatt Gebrüder Moroder in Auftrag gegeben. Das dunkle Eichenholz der aufwendigen Rahmen bringt die aus hellem Holz in Relief geschnitzten figurenreichen und ausdrucksstarken Stationen gut zur Geltung. In Zusammenhang einer Renovation der Klosterkirche St. Ursula 1911, hat die Altarbaufirma Marmon aus Sigmaringen (von ihr stammt auch der Hochaltar im Münster) nicht nur die Seitenaltäre umgearbeitet sondern auch den Kreuzweg geschnitzt. Fast freistehend agieren die Personen auf schmalen Konsolen. Auf den kurzen Wandflächen bewirken die nah beieinander stehenden Stationen einen dramatischen Eindruck des Passionsgeschehens.



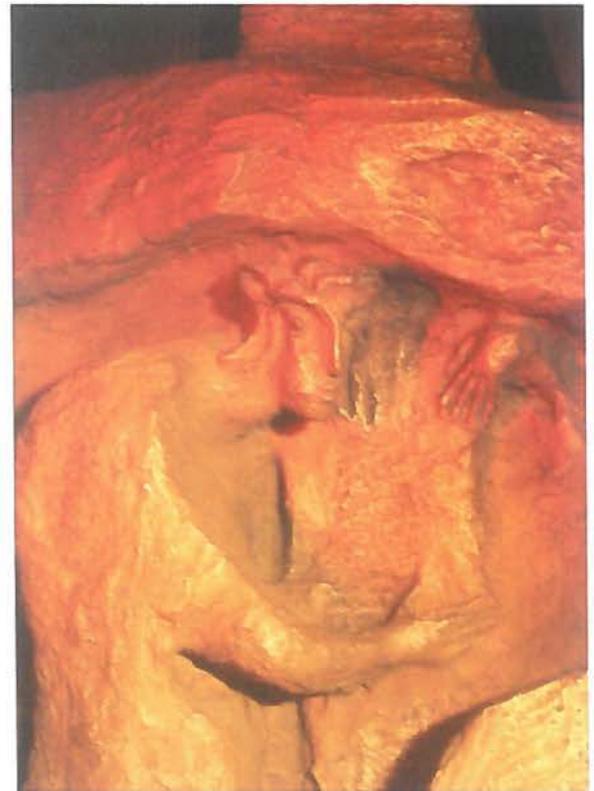
Die Heilig Kreuz Kirche auf dem Bickeberg verdankt ihren Titel dem Nägelinkreuz. Sie ersetzt gewissermaßen die zerstörte Kapelle vor dem Bickentor. In ihrer Werktagkapelle haben 14 Kreuzwegstationen Aufstellung gefunden, die der bekannte Villingener Maler Richard Ackermann in seinem unverwechselbaren, expressionistischen Stil gemalt hat. Nicht alle Stationen sind ganz durchgeführt, weil die Bilder nur Entwürfe waren für



einen von Richard Ackermann gewünschten und geplanten, aber nicht zur Ausführung gelangten Kreuzweg von den Kasernen hinauf zur Loretokapelle. Die eine Hälfte der Bilder war im Archiv des Münsterpfarrhauses und die andere Hälfte war in Besitz von Frida Heinzmann. Sie schenkte die Bilder her mit der Bedingung, dass alle vereint an einem würdigen Platz der Öffentlichkeit zugänglich sein sollen. Das ist in der Heilig Kreuz Kirche verwirklicht.

Für die 1955 erbaute und betont schlicht eingerichtete Pfarrkirche St. Fidelis wurde 1958 bei Anton Kapius am Starnberger See ein Kreuzweg in Auftrag gegeben. Die Lindenholzreliefs sind im nördlichen Seitenschiff in zurückhaltendem Licht angebracht und durch den breiten Gang davor recht eigentlich meditativ begehbar.

In der Pfarrkirche St. Bruder Klaus am Goldenbühl hat der in Ravensburg arbeitende Bildhauer Josef Henger 1964 einen Kreuzweg geschaffen. Aus verschiedenen Teilen gegossen aber zusammengefügt zu einem einzigen wuchtigen Akkord in Bronze, schildern die Szenen den Gang Jesu vom Richter-



stuhl des Pilatus bis zum Ostermorgen. Im Verbund mit dem Altar, dem Tabernakel, dem Altarkreuz, der Marienstatue und einem großen Relief des Hl. Josef hat Hänger damit der Kirche einen prägenden Akzent gesetzt.

Der Kreuzweg in der Hauskirche des Altenheims St. Lioba verdankt seine Existenz besonderen Umständen. Als das neue Villingener Krankenhaus erbaut wurde, taten noch eine erhebliche Anzahl von Ordensfrauen der Vinzentinerinnen aus Freiburg Dienst an den Krankenbetten. Für sie und für die Patienten wurde eine verhältnismäßig große Kapelle gebaut, und für die evangelischen Christen gab es damals eine eigene evangelische Krankenhauskapelle. Bei der Aufstockung des Krankenhauses, um Raum zu schaffen für neue Operationssäle, wurde die Kapelle kleiner und verlor an Höhe. Ökumenisch genutzt ist aber nun eine sehr ansprechende, warme und künstlerisch wertvolle Kapelle geschaffen worden. Aber der Kreuzweg von 1966 aus der großen alten Kapelle hatte keinen Platz mehr und mußte weichen. Er hat einen würdigen Platz gefunden in St. Lioba und ist der Beachtung mehr als wert. Martin Henninger, damals Dozent an der Straßburger Kunstakademie hat die Stationen als Rheinisches Steingut geformt, ganz mit Erdfarben koloriert und gebrannt. Somit ist in St. Lioba der einzige Kreuzweg aus Keramik in Villingen zu bewundern.

In der architektonisch am modernsten anmutenden Pfarrkirche Villingens, in St. Konrad ist auch



der Kreuzweg in moderner Technik ausgeführt. In den scharfen Fenstern sind in Betonglasskunst die einzelnen Stationen eingelassen. Durch die tiefen Nischen, die in die doppelten Betonschalenwände hinein, sich verjüngend nach Außen führen, kommen die an sich kleinen Stationen groß zum Leuchten. Je nach Sonnenstand ist mal da mal dort in den Stationsfenstern ein Funkeln wie von Edelsteinen zu beobachten, denn das farbige, gebrochene Material ist französisches Kathedralglas.



Der freischaffende Künstler Maximilian Bartosz aus Konstanz ist der Schöpfer dieser sakralen Schmuckstücke in St. Konrad.

Damit ist der Rundgang an den Kreuzwegen der Villingener Kirchen vorbei abgeschlossen.

Als Schlußgedanken möchte ich erwähnen, dass seit 1993 (also in diesem Jahr zum zehnten mal) Mitglieder des Villingener Geschichts- und Heimatvereins unter Führung von Adolf Schleicher bei der Fußwallfahrt zum Dreifaltigkeitsberg, jeweils am Montag nach dem Dreifaltigkeitsfest als letzten Teil ihres in der Nacht begonnenen Pilgermarsches den direkten Steilanstieg zum Dreifaltigkeitsberg bewältigen müssen. Dabei begegnen ihnen in 14 Kapellen am Weg die Kreuzwegstationen. Ich wünsche mir, dass dieser Kreuzweg auch in Zukunft von zahlreichen Fußpilgern gegangen wird und dass auch die übrigen Kreuzwege in Villingen ihre segensreiche, meditative Kraft zum Leben und zum Glauben entfalten können.



Die Loretokapelle auf der Hammerhalde, die aus Dankbarkeit für die Errettung aus der Tallard'schen Belagerung 1704, also vor 300 Jahren, gebaut wurde, muss dringend saniert werden. Der Geschichts- und Heimatverein wird dieses Vorhaben unterstützen.

Im Jahr 2004 sind 300 Jahre vergangen nach der Tallard'schen Belagerung, die vom 16. bis 22. Juli 1704 die Stadt Villingen in höchste Gefahr brachte, aus der sich die Villingen gerettet sahen, durch die Fürbitten der Gottesmutter Maria und durch den Schutz des Nägelinkreuzes. Beim diesjährigen Bittamt vor der Loretokapelle, zu dem sich zahlreiche Gläubige aus allen Pfarrgemeinden versammelt hatten, hielt Dekan Müller eine Predigt, in der er auf das kommende Jubiläum und auf die historische Bedeutung der Kapelle einging. Er nannte es einen klugen und weitsichtigen Gedanken, dass die Stadtväter bei der Festlegung des

Bebauungsplanes für die Hammerhalde, der nun die einst einsam gelegene Kapelle ganz in die Wohnbebauung einschließt, mit der Benennung der Straßen die Kapelle gleichsam mit einer Ehrenwache umgeben hätten. Wegen des nahen Waldes hätte man Tannenstrasse wählen können, Steinpilzallee oder Heidelbeerweg. Es kam anders und besser. Er führte aus: Die Waffen ruhen, der Spanische Erbfolgekrieg ist längst vorbei aber der einstigen Kombattanten begegnen uns auf den Straßenschildern und in der Postanschrift unserer Zeitgenossen:

Leopoldstraße, gemeint ist Kaiser Leopold I.

(1640–1705), der mit Ludwig XIV. jahrelang um das Spanische Thronerbe Krieg führte in Deutschland, in den Niederlanden und in Italien, nachdem im Jahr 1700 König Karl II. von Spanien gestorben war. Leopold war eigentlich der Herr der Vorderösterreichischen Festungsstadt Villingen.

Türkenlouisstraße, dahinter verbirgt sich der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1655–1707). Er war als kaiserlicher Feldmarschall und Oberkommandierender der kaiserlichen Truppen am Oberrhein mit den Vorgängen um Villingen direkt befasst.

Tallardstraße, Marschall Graf Camille de Tallard, Herzog von Hostun ist seit 1703 Marschall von Frankreich und der Kommandant der Belagerer von Villingen 1704. Er starb 1728.

Willstorfstraße, Freiherr von Willstorf ist 1703 von Markgraf Ludwig zum Festungskommandant in Villingen ernannt worden. Unter seiner Führung hat die Österreichische Besatzung im Verein mit den Bürgern der Belagerungsarmee solange getrotzt bis Tallard zum Abzug genötigt war.

Johann-Jakob-Riegger-Straße, er lebte von 1668 bis 1737. Er war 38 Jahre lang Münsterpfarrer in seiner Heimatstadt. Er war der geistliche Gegenspieler der Belagerer. Mut aus der Kraft des Glaubens sprach er den Belagerten zu. Er regte beim Rat der Stadt das Gelübde an, dass man beim günstigen Ausgang der Fatalität eine Loretokapelle zum Dank vor der Stadt erbauen würde. Dies Gelübde haben die Bewohner erfüllt und aus „gemeiner Stadtmittel“ die Kapelle erbaut an der Stelle, an der man Tallards' Feldherrnzelt vermutet hatte.

Bürgerwehrstraße, dieser Name läßt an die 900 bewaffneten, nach Zünften gegliederten Bürger denken, die bei der Verteidigung auf den Türmen und auf den Mauern Dienst taten. Das Andenken an die tapferen Frauen und Kinder darf nicht vergessen werden, die Tag und Nacht beim Brände löschen, Verwundete versorgen, Proviant beschaffen, ihren Männern und Vätern beistanden.

Schanzenweg, ringförmig ist der Schanzenweg ein Gedächtnis an die großen Schanzen, die der Markgraf über die Höhen des ganzen Schwarzwaldes bauen ließ. Aber auch an die Approchen, Laufgräben und Fauchinen mit denen die Belagerer

unter ständigem Beschuss von den Türmen der Stadt zur Leibe rücken wollten.

Im Verlauf des Spanischen Erbfolgekriegs spielte natürlich auch Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736) eine wichtige Rolle. Sein Besuch nach der Belagerung ehrte die Stadt. Wenn nicht schon ein bescheidenes Sträßchen in der Nähe des Eisweihers seinen Namen getragen hätte, dann hätten die Stadtväter vielleicht den Hausnummern am Affenberg den Namen Prinz Eugen gegeben, was den Bewohnern sicher lieb gewesen wäre. Diese Reminiszenzen gelten nicht der Verklärung einer Vergangenheit, deren kriegerische Ereignisse wir ganz und gar nicht mehr zurück wünschen. Die Erinnerung an bewegte, gefährvolle Zeiten und ihre Überwindung befördert die Dankbarkeit über den Frieden, den wir seit bald 60 Jahren genießen und lässt den Erhalt oder Erwerb des Friedens auch für andere Völker erhoffen und erbitten.

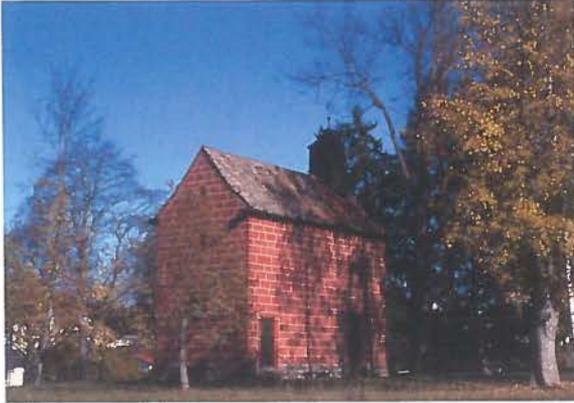
Der Schlussgedanke gilt der Straßenbezeichnung „An der Kapelle“. Das ist ein zutreffender Name, denn die Kapelle steht unmittelbar daneben. Mein Wunsch ist nun, dass dies auch in ferner Zukunft so bleiben möge, und dass es nicht eines Tages heißen muss „An der Kapelle“, weil da einmal eine Kapelle stand. Denn Straßennamen, durch die nur Vergangenes benannt wird, haben wir etliche in der Stadt.

Die Warenburgstraße gibt es noch, aber kaum sichtbar nur Ruinen der Warenburg. Die Vockenhäuser- und Runstalstraße erinnern an längst untergegangene Siedlungen und Weiler vor der Stadt. In der German- und Waldhäuserstraße, sowie „An der Klosterhalde“ leben nur, aber wenigstens dem Namen nach, zwei kleine und gänzlich verschwundene Klöster fort. Um solch ein Schicksal für die Kapelle zu wehren, werden wir sie im Jahr 2004 renovieren und ich erhoffe mir dazu Unterstützung in der Öffentlichkeit.

D' Lorettokapell

Ballade

Lambert Hermle



A di'e dreihundert Johr, wenn nit no meh,
stoht e Kapell uf de Lorettohöh,
drum wurd der Buckel eso au g'nannt
und bildet schier d'Grenz an Schwarzwaldrand.

Vu dert dobe häsch en Blick,
guck'sch übers Städtle und mit Glick,
do kascht sogar no d'Alpe säeh,
au d'Schwäb'sche Alb i näscher Näeh.

Au siehst do zruck i d'Villinger G'schicht
und di'e hät hit no so ihr G'wicht,
sie kunnt mer ällwel i de Sinn,
hock ich vor em Kämpel oder au drin.

Di'e „Spanisch Erbfolch“ bestimmt di'e Ziet,
's herrscht Kri'eg iber 's Land, d' Hoemet und d'Liet,
Kanonedunnder und Bulverdampf,
bestimmt de däglich Iberlebenskampf.

Und so liet vor Villinge e Franzoseheer
mit dreiß'gduusig Manne, wenn nit no meh
und schließet 's Städtle gringsum i,
's herrscht Not und Angscht, so groß wie ni'e.

Doch d'Borgerschaft hät Gottvutraue,
duet uf Mariens Fürbitt baue,
schepft us Nägelinskreuz Vuheißig di'e netig Kraft
und leit do demit e geistig Ringmuur witer um
d'Stadt.

Und als di'e Not am gröschde war,
gelobt de Magistrat und Borgerschar
bi Rettung z'baue e Lorettokapell,
uf Marschall Tallards Kommandostell.

Und dann am siebte Belagerungsdag,
de Feind holt us zum entscheidende Schlag,
setzt z'mols vum Himmel en Blatschrägä i,
er löscht 's Feuer, fillt Gräbe, vuhinderet 's
Sturmlaufe gli.

De Franzos zieht ab und Villinge isch g'rettet,
de Gottesmutter Maria wurd dankt, zu ihr wurd
fescht bättet,
sie ischt jo di'e Patronin iserer Stadt,
di'e is widder Schutz gewähret hat.

„Einigkeit bringt Vöstigkeit“,
trotz großer Not, di'e weit und breit,
wurd di'e Kapell gebaut und g'weiht –
„Zur Ehre Mariens in Ewigkeit“.
Amen

Die herausragende Stellung der Villingener Münsterkanzel

Heinrich Adrion

Die Entstehung fast aller spätgotischen Predigtkanzeln fällt im deutschen Sprachgebiet in die Zeit zwischen ca. 1460 und 1520. Dies trifft auch für die Villingener Münsterkanzel zu, die im Hinblick auf die Tätigkeit ihres Meisters im nahen Mönchweiler ab 1511¹ höchstwahrscheinlich kurz vor 1510 errichtet wurde.

Während fast alle spätgotischen Kanzeln hinsichtlich ihrer Bauweise – dreiteiliger Aufbau des Bauwerks aus Stützzone, Kanzelkorb (auch Kanzelkorpus genannt) und Kanzeltreppe – grundlegende Gemeinsamkeiten aufweisen, gibt es bei ihrer skulpturalen Ausschmückung, welche die Kanzel in aller Regel erst zu einem Kunstwerk erhebt, reichste Vielfalt.

Besondere Aufmerksamkeit schenkten die spätgotischen Bildhauer vor allem der Ausschmückung des Kanzelkorbs, dessen Brüstungsfelder mit ihren klar umrissenen Flächen sich für Reliefdarstellungen geradezu anboten. So weisen beispielsweise nahezu alle bedeutenderen Kanzelschöpfungen im schwäbischen Neckargebiet (Herrenberg, Tübingen, Urach, Waiblingen u.a.) am Kanzelkorb Darstellungen der vier lateinischen Kirchenväter auf, deren berühmteste Abbildungen die Wiener Kanzel in St. Stephan zieren.

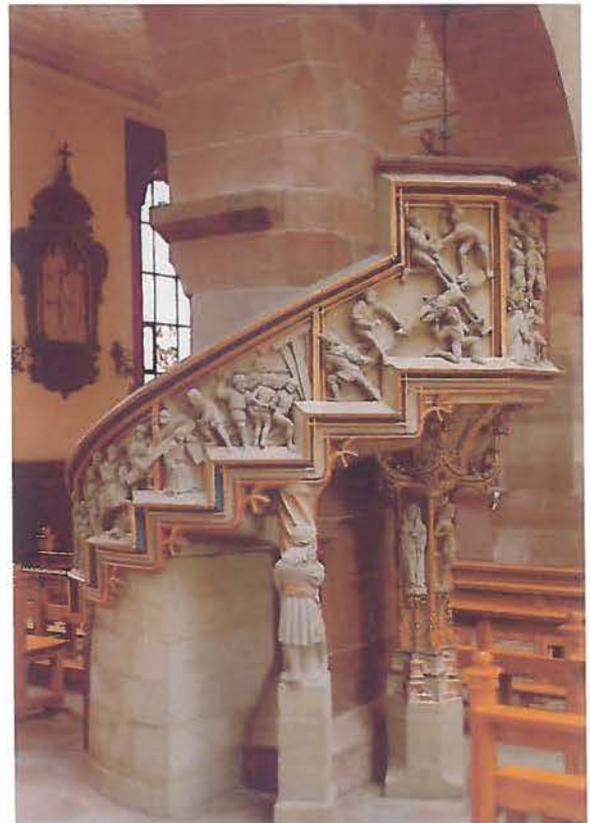
Reliefdarstellungen am Treppengeländer kommen an spätgotischen Kanzeln hingegen so gut wie überhaupt nicht vor. Bei den wenigen Ausnahmen handelt es sich jeweils um Einzelreliefs,² nirgends jedoch, wie in Villingen, um eine großangelegte, zusammenhängende Relieffolge. Eine absolute Ausnahme bildet die Kanzel in Villingen, die mit einer Szenenfolge aus der Passion Christi geschmückt ist, die unten am Treppengeländer mit der Händewaschung des Pilatus anfängt und im letzten Brüstungsfeld mit der Grablegung Christi endet.³ Offenbar ist dieser Kanzeltyp mit einem um die gesamte Kanzel verlaufenden Bilderzyklus in der

deutschen Spätgotik mit der Villingener Münsterkanzel nur dieses eine Mal zur Ausführung gelangt.

Ergebnis:

Unter sämtlichen Kanzeln der deutschen Spätgotik ist die Villingener Münsterkanzel mit ihrem kanzelumspannenden, hochdramatischen Reliefzyklus ein einmaliges Vorkommnis. Diese Sonderstellung gilt möglicherweise für den gesamten mitteleuropäischen Raum nördlich der Alpen.

Die Villingener Kanzelreliefs gehören zu den auffälligsten Leistungen der deutschen Bildnerkunst ihrer Zeit. Bereits ein kurzer Blick auf das Passionsgeschehen beweist, dass wir es hier nicht



nur mit hoher Darstellungskunst zu tun haben, sondern vor allem mit einer neuen bildhauerischen Darstellungsweise, die deutlich über die Spätgotik hinausweist.

Grundvoraussetzung für die künstlerische Bewältigung eines so umfangreichen, bewegten Bildprogramms, wie es uns an der Villingener Kanzel begegnet, war u. E. eine für die Zeit um 1500 völlig neue Auffassung von der Gestalt als Handlungsträger. Erst sie ermöglicht in einer bewußten Wegwendung von der Spätgotik eine Bildnerkunst, in der Personen, die mit ihrem ganzen Körper und oft unter großer Willensanstrengung agieren, die Bildszenen bestimmen. Eine neue Plastik der Tat tut sich hier machtvoll kund in engem Zusammenhang mit einer gleichermaßen neuen Auffassung von der Funktion des Raumes. Insofern handelt es sich bei den Villingener Kanzelreliefs um eine bahnbrechende bildhauerische Leistung, die zu ihrer Zeit bei Steinbildwerken nicht ihresgleichen kennt.

Entlang der Treppenbrüstung sind es die römischen Soldaten, welche die Hauptakzente der fortlaufenden Handlung setzen. Danach tragen Personen aus der Anhängerschaft Christi das Geschehen weiter, so z. B. Nikodemus (oder Josef von Arimathia?), der den Leichnam vom Kreuz abnimmt, oder die beiden Träger in der Grablegungsszene, die Christus in den Sarg betten.

Das gesamte Passionsgeschehen ist von tiefer Leidenschaftlichkeit und kraftvoller Dynamik geprägt. Das Handeln der Personen ist immer von der jeweiligen Situation aus begründet, so daß nirgends der Eindruck von reinem Aktionismus aufkommen könnte.

Die Villingener Reliefs lassen sich unschwer einordnen in jene „neue deutsche Kunst um 1500“, der Wilhelm Pinder eine kleine Anzahl höchst auffälliger Bildwerke zuordnete und in der er eine „selbständige Wendung der deutschen Kunst hinweg von allem, was die Spätgotik getragen hatte“, erblickte.⁴

Dennoch ist an den Villingener Kanzelreliefs auch die herkömmliche Spätgotik noch deutlich wahrnehmbar. So tragen beispielsweise Maria hinter dem römischen Hauptmann zu Pferd, Maria Magdalena

bei der Kreuzabnahme oder die trauernden Heiligen der Grablegungsszene als Einzelfiguren durchaus spätgotische Wesenszüge. Auch ist die Münsterkanzel allein schon durch das Thema der Passion, einem der großen Anliegen aller spätgotischen Kunst, in diese eingebunden.

Genau diese Synthese aus Altem und Neuem verleiht den Villingener Passionsreliefs eine ungewöhnliche Faszination.

Ergebnis:

Die Kanzelreliefs im Villingener Münster sind u. W. die einzigen Steinbildwerke im deutschen Sprachraum, in denen wenige Jahre vor Beginn der Reformation und dem damit verbundenen Ende der Spätgotik eine neue, zukunftsweisende Bildhauerkunst ihre vollendete Ausprägung erfahren hat.

Nach der Straßburger Münsterkanzel von 1485 und der Wiener Kanzel in St. Stephan (nach neuesten Erkenntnissen zwischen 1498 und 1502) ist die Villingener Münsterkanzel dank ihrer einzigartigen Reliefplastik die zeitlich letzte große Kanzelschöpfung der deutschen Spätgotik.

Anmerkungen

- 1 D.-E. Maier, St. Antoniuskirche von Mönchweiler, ein benediktinisches Kleinod, 1995, S. 2, Geschichte des Ortes und der Kirche.
- 2 Einzelreliefs am Treppengeländer spätgotischer Kanzeln kommen vor:
in Hagnau (Elsaß), St. Georg, St. Georgs Kampf mit dem Drachen von 1500;
in Annaberg (Sachsen), Stadtkirche St. Annen, Ein Bergmann bei der Arbeit und ein 4. Kirchenvater, für den an der Kanzelbrüstung kein Platz mehr war von 1516;
in Kank (Böhmen), Laurentius auf dem Rost von 1502;
in Halle (Sachsen-Anhalt), Dom, 4 Einzelreliefs der Kirchenväter von 1526;
vgl. dazu: Karl Halbauer, predigstül, Kohlhammer Verlag Stuttgart, 1997, S. 30 und 443.
- 3 Karl Halbauer, a.a.O., S. 30.
- 4 Wilhelm Pinder, Vom Wesen und Werden deutscher Formen, Bd. III, 2. Aufl. Köln 1953, S. 236.

Was sagen uns die mittelalterlichen Bürgerbücher ab 1336?

Werner Huger

Wie lassen sich die Bürgerbücher¹ in das Verständnis unserer Zeit übertragen? Was und wer ist ein Bürger? Wem gehört z.B. ein Haus? Kaum zu glauben, dass beispielhaft in den zwei nachstehenden lapidaren Eintragungsformulierungen der Schlüssel zu einer Fülle spannender Informationen steckt:

„Item, Johans Loseli ist burger an sinem halben hus, waz Dietmars, wider Regelins hus“ (Ebenso, Johann Loseli ist Bürger an seinem Haus geworden, das dem Dietmar gehört hatte, gegenüber dem Haus des Regelin)

„Item, Anna, relicta Hainrich Murers, ist burgerin an irem halben huse, an dem tail wider der Glungginen huse in brunnen-gassen“² (Ebenso, Anna, Witwe des Hainrich Murer, ist Bürgerin an ihrem Haus geworden, das mit seiner Seite dem Haus der Glunggin in der Brunnengasse gegenüberliegt)

Die Eintragungen sind knappe, standardisierte Formulierungen, nur ausnahmsweise länger als zwei handschriftliche Zeilen. Sie variieren gelegentlich oder besitzen substanzuelle Ergänzungen. Die Textinhalte dokumentieren einen rechtlich bedeutsamen Sachverhalt und sind somit Urkunden.

Da sie in einem sogenannten Bürgerbuch gesammelt werden, ist dieses ein Urkundsbuch und zählt, wie zu wiederholen sein wird, zur Gruppe der Stadtbücher. Aus ihm ist zu entnehmen:

1. Eine Person (oder eine Personenmehrheit) wurde Eigentümer einer Liegenschaft. Das kann ein Haus, eine Hofstatt, eine Scheuer, ein Keller, ein Garten³, ja sogar eine Wiese oder ein Acker außerhalb der Stadtmauern⁴ sein.
2. Jeder Einzelne „ist burger“ an dieser Liegenschaft, d.h. er ist ins Bürgerrecht aufgenommen. Als amtliche Bestandsbücher haben deren Eintragungen rechtliche Bedeutung, ebenso wie ihre Löschung (s. weiter unten und Fußnoten 6, 7 und 8). Das Verfahren wird jahrhundertlang, bis auf unsere Tage, praktiziert.

Während der Zeit unserer Bürgerbücher ist Villingen als einstige aus dem Marktrecht des Grafen Berthold (999) erwachsene Gründungsstadt ein verfassungsrechtliches Gebilde mit eigener Rechtsordnung, deren ungebrochener Zustand der Stadtfriede ist. Wer ihn bricht verfällt einer Geldstrafe oder, im schweren Falle, der Acht, wie aus den Gerichtsbüchern (innerhalb der BB teilweise editiert; Nr. 2055 ff. u.a.) zu sehen ist. Der Friede erstreckte sich über die Stadtmark, d.h. einerseits den Stadtkern innerhalb der Mauern und andererseits auf das Weichbild mit dem Bannbereich von Wald und Flur („statt und auf dem völdt“). Der Bannbezirk ist z.B. auf der Villinger Pirschgerichtskarte von 1607, mit der ältesten Abbildung der Stadt, ablesbar (Original in Innsbruck). Die Banngewalt erstreckte sich auch auf die Dependenzorte im Kirnach- und Brigachtal.

Schwere Rechtsbrecher innerhalb dieses Gebiets verfielen ausschließlich der städtischen Pirschgerichtsbarkeit als Hochgericht, andere der Niedergerichtsbarkeit.

Die städtische Obrigkeit, als wichtigste Institution, besteht aus dem autonom gebildeten Rat und dem Gericht, die sich wechselseitig ergänzen, dem Schultheissen und dem Bürgermeister sowie, als landesherrliche Stadt, dem hochadeligen Herrn des Hauses Habsburg-Österreich. Die städtische Selbständigkeit im Recht und in der Verwaltung war schon während der Zeit der Grafen von Fürstenberg (bis 1326) mehr und mehr durch herrschaftlich übertragene Sonderrechte erweitert und gesichert worden. Aus dem beanspruchten und zugestandenen Satzungsrecht entwickelte sich das weitergehende Stadtrecht, das sich in mehreren schriftlich niedergelegten Gesetzes-, Erlass- oder Vertragsregelungen niederschlug. Erwähnt seien für den Zeitraum der Bürgerbücher lediglich die Vereinbarungen Herzog Albrechts von Österreich

(1326), die Bestätigung der alten Freiheiten der Stadt durch König Karl IV. (1348), die Erlaubnis Herzog Leopolds von Österreich an die Stadt nach eigenen Bedürfnissen Gesetze zu machen oder aufzuheben (1369) und schließlich das ebenfalls autonom entstandene Stadtrecht von 1371, d.h. das „gesetzet buoch“, das „der schulthais, der burgermaister und der rat ze Vilingen gemacht und ab dem alten gesetzet buoch geschriben und ernúwert“ (haben) sowie das Stadtrecht von 1592.⁵ Mit diesen Rechtsquellen erfassen wir den zeitlichen Rahmen der Bürgerbucheintragungen.

Von den Landbewohnern klar abzugrenzen sind die Bewohner der Stadt. Wir erkennen sie aus dem Erlass König Maximilians, dem Villingen Landesherren, von 1495.⁹ Es sind die „burger“, „burgerinnen“, „beissen“ und „einwoner“. Schon die Reihenfolge der Aufzählung zeigt eine sozialhierarchische, binnenständische Gliederung. Als „Bürger“ bezeichnen wir fürs Erste Personen, die das volle Bürgerrecht genießen, d.h. die alle daraus abzuleitenden Rechte besitzen, die aber auch umfassende Gemeinschaftspflichten haben. Die wichtigsten Pflichten waren die Steuern und (für Männer) die Wacht. Es konnte, wie die Bürgerbücher (BB) zeigen, offensichtlich nur Bürger sein, wer Eigentum an einer Liegenschaft besaß. Nur für ihn galten im vollen Umfang Genuss und Pflichten des Bürgerrechts mit seinen Befehlen, Erlaubnissen und Empfehlungen. Die „beissen“ hiessen in Villingen „seldner oder hintersaß“, „hinderseßling“ oder „hindersaesse“.¹⁰ Hintersasse ist, wer als Einwohner der Stadt gegenüber dem Vollbürger ein geringeres Bürgerrecht hat, sie waren z.B. nicht ratsfähig und hatten kein Grundeigentum; sie waren „Halbbürger“ oder Schutzverwandte, mit nur begrenztem Anteil an genossenschaftlichen Rechten, etwa beim anteiligen Tierausschlag zur Weide (1 Stück statt 2) bzw. dem unentgeltlichen Bürgernutzen, der ihnen versagt blieb, aber auch begrenzten Pflichten. Sie „sassen“ „hinter“ dem Eigentumsvorrecht auf Grund und Boden eines Bürgers, waren dinglich abhängig und hatten nur den Besitz eines Hauses, einer Scheuer usw. Im Schutze der Stadt war ein „Sa(e)ßhus“, wie es die BB bezeichnen, demnach ein Haus das ein

Hintersasse besaß, das ihm aber nicht gehörte.¹¹ Der soziale und rechtliche Aufstieg ins Vollbürgerrecht war auch einem Hintersassen durch den Eigentumserwerb an einer Liegenschaft möglich. So wurde z.B. Hanns Mo(e)delin „burger an sinem sa(e)ßhus“.¹² Ob Liegenschaftseigentum oder -besitz: Um als „fremder oder ußlendischer“ zum Bürger oder Hintersasse angenommen zu werden, bedurfte es laut Stadtrecht von 1592¹³ des Nachweises von 100 (60) Gulden eigenem baren Gutes, ein freier Mann zu sein (manrecht) und der Vorlage einer schriftlichen „Leibledigerklärung“ (lödigzelung), d.h. der Erklärung nicht Leibeigener zu sein; (dazu: BB S. 311 Nr. 3516) – Die Frage, ob im Falle eines Vollbürgers das Bürgerrecht auch über einen Kapitalstock, d.h. über ein Eintrittsgeld in adäquater Höhe, erlangt werden konnte, ist hier nicht zu prüfen. Sie ist im Hinblick auf die zahlreichen Aus- bzw. Satzbürger eher zu verneinen. – Im Gegensatz zum Hintersassen erweiterte sich für den künftigen Bürger die obige Nachweispflicht um den zu schwörenden „Burger aidt“, wo es heißt: „Das Haus ist main und will laisten alle die recht, die ain burger von rechts wegen laisten soll, mainer gnädigsten herrschaft von Österreich alls getrew und alls hold zu sein alls ander ire burger one alle gevärde“ (= mit eifrigem Bestreben). In den BB ist 1584 die Rede von „in ofnem rath mit mund und handt zu d(iesem) burgrecht wie sich gebirt“ (Nr. 4357).¹⁴

Ausbürger (ußburger), d.h. ins Bürgerrecht aufgenommene aber außerhalb des Stadtgebiets ihren Lebensmittelpunkt besitzende Personen, die nur gelegentlich in der Stadt wohnten, konnten ihren Bürgereid über eine schriftliche Urkunde, d.h. „brief und sigel“ leisten. (Fußnote 14)

Im § 44 des Stadtrechts von 1592¹⁵ ist in der Eidesformel ausgeführt „was ein ieder auf die verlesne articul schweren solle“. Demnach waren hier in einer unfassenderen Regelung auch alle Hintersassen und alle Einwohner eidespflichtig. Schwörtag, an dem man vor dem Bürgermeister, vom Stadtschreiber vorgespochen, den Eid ablegte, war am St. Johannstag (Johannes der Täufer, 24. Juni) in der Barfüßer-(=Franziskaner)kirche. Eidesfähig war man ab 16 Jahre.¹⁶

Im Gegensatz zum „Gast“, d. h. einem Fremden im Schutze der Stadt, der sich nur vorübergehend in ihr aufhielt (das Wort hat sich noch in der Bezeichnung „Gastwirt“ erhalten), erscheint 1400 in Ergänzung des Stadtrechts von 1371 der Ausdruck „altsidling“. Dieser „Alteingessene“ konnte in eine Zunft (oder Bruderschaft) eintreten bzw. eine Lehre machen obwohl er nicht Bürger war. Vater oder Mutter konnten nichtsdestoweniger über ein Haus das Bürgerrecht besitzen. An dieser Stelle sollten wir auf die weiter oben erwähnte königliche Urkunde von 1495 zurückkommen, wo die sogenannten „einwoner“ bezeichnet sind. Es handelt sich zweifellos um die allgemein in Städten quantitativ und qualitativ beachtliche untere Schicht des sozialen Systems. Die von ihr erfassten Menschen tauchen zwangsläufig in unseren Bürgerbüchern nicht auf. Sieht man von deren gesellschaftlicher Isolierung, ihrem mangelnden Wohlstand und ihren Abhängigkeiten ab, so war deren einziger Vorzug die zumindest rechtlich zugestandene persönliche Freiheit. Der Umfang dieser Unterschicht ist quellenmäßig nur indirekt aus Stadtbüchern, z. B. den Steuerbüchern, zu erschließen. Es kann sich auch um Personen handeln, die später durch den Liegenschaftserwerb (etwa über den Erbweg, Testament oder Schenkung) ins Bürgerrecht aufrückten. Wir finden die „einwoner“ fraglos unter den wirtschaftlich schwachen Handwerkern, den über die obligatorische Wanderschaft aufgenommenen Gesellen (Knechte) – sofern man diese nicht unter die „Fremden“ zu rechnen hat – den ortsansässigen „dienenden Knechten“ des Handwerks, den Dienstboten, Tagelöhnern – also den Lohnempfängern; dazu kommen unehelich Geborene, unehrliche Berufe (z. B. Scharfrichter u. a.), und vor allem das Heer der Armen und der Bettler.^{16a} Der „altsidling“ muss eine Gattung der erwähnten „einwoner“ gewesen sein. Ab 1503 taucht der „altsidling“ mehrfach in den BB auf, und zwar immer in Verbindung mit dem erworbenen Bürgerrecht an einer Liegenschaft, obwohl „ain alter sidling“ sich offensichtlich auch einkaufen konnte („sein burger machen“).¹⁷ „Järllich auf weihenachten“ musste jeder Steuerpflichtige, der ins „stürbuch“ eingeschrieben war, sei es Bürger, Aus-(Satz-)bür-

ger, Hintersasse u. a., einen „Steürer aid“ schwören. Der Grundeigentum besitzende Bürger bezahlte einen „hoffstattzinß“, daneben gab es auch einen „gartenzehnden“.¹⁸ Diese Form der Grundsteuer, wie wir sie heute nennen würden, als periodisch wiederkehrende Leistung, konnte durch eine zweifellosertragswirksame einmalige Kapitalzahlung (hauptguot) abgefunden werden. Die Steuer ging an das „zinnßsambler amt“ (= städtische „Finanzamt“). Neben den Liegenschaften, also dem unbeweglichen Vermögen, musste auch das bewegliche, die Fahrnisse („fahrende haab“), vor allem Luxus und „Überzähliges“ (Überflüssiges), versteuert werden.¹⁹ Überall wo in den Bürgerbüchern die Rede ist von „frei lödig aigen“ oder „nach gewöhnlichem hofstatt zünß frei ledig aigen“²⁰ ist davon auszugehen, dass eine entsprechende Kapitaleinlage die künftige Zinszahlung entbehrlich machte. Es gilt auf eine besondere Art von Bürger zurückzukommen, die wir schon bei der Eidespflicht erwähnten: die Aus- und Satzbürger. Bei der ständischen Gliederung jener Zeit handelt es sich bei einem beachtlichen Teil der Personen um Angehörige des Nieder- oder Hochadels, der Geistlichkeit und der Klöster.²¹ Dieser Kreis war nicht nur politisch sondern vor allem auf Grund der agrarwirtschaftlichen Strukturen am Zugang zur Stadt interessiert. Der dort installierte Markt ist, begrifflich verallgemeinert, der Treffpunkt von Angebot und Nachfrage. Konkret war die privilegierte Stadt mit ihren Wochen- und Jahrmärkten punktuell der Ort ökonomischen Austauschs, mit freiem Zugang und großer Transparenz. Der Rohstoff-, Waren- und Dienstleistungsmarkt ergänzt sich durch die Kapital- und Geldmarktgeschäfte. Daneben war die Stadt als Stapelplatz für die Produkte der Grundherren ein gesicherter, beschützter Ort. Das erworbene – und manchmal zeitlich begrenzt zugestandene Bürgerrecht – war deshalb von unschätzbarem Vorteil, verschaffte es doch einen begünstigten Zugang zum Markt gegenüber einem Fremden. Wo sich über den Liegenschaftsbesitz noch die ehemaligen Verwaltungssitze, die sogenannten Pfleghöfe, erhalten haben, lassen sie sich bis heute in der Topografie der Stadt nachweisen.²² Am städtischen

Verwaltungssitz waren die Feudalherren über den Pfleger, dem Verwalter, als Vertreter in der Regel ständig anwesend. Ansonsten war für die Satz- bzw. Ausbürger kennzeichnend, dass sie zwar ins Bürgerrecht aufgenommen waren, aber nur zeitweise anwesend waren, und außerhalb ihren Mittelpunkt hatten. Gegenüber dem ansässigen Stadtbürger wurden ihre Rechte und Pflichten von Fall zu Fall vertraglich geregelt. So waren sie von manchen städtischen Lasten befreit und zahlten als Ablösung einen Satz (Satzgeld).

In den BB²³ steht beispielsweise „die vrowa von rotenmunster (= Zisterzienserinnen des Klosters Rottenmünster bei Rottweil) werdent verstüren II lib. (= Pfund) ste(uer?) jerliches gelttes, hant sie kuffet ... dez ... Meringers ... huse“ oder: „der abet von Sant Plesin (= Sankt Blasien) sol verstüren aine halbe wise... und aine halbe huse an riet staiße (Straße?)“. Sieht man von den Sonderregelungen für die Aus- und Satzbürger ab, gehörte inhaltlich zum Bürgerrecht, wie angedeutet, die Ansässigkeit der Person, d.h. ihre Anwesenheitspflicht, denn wer „jar und tag“ abwesend ist, „den sol man ab dem burgreht schriben“, kurz: dem soll man das Bürgerrecht entziehen und ihn nur gegen ein Bußgeld wieder aufnehmen.²⁴ Die städtische Stammbevölkerung erneuerte sich sowohl durch den Generationenwechsel (Geburt und Tod) als auch durch die ergänzende Zuwanderung aus dem ländlichen Umland, mit dem Schwerpunktradius von rd. 30 Kilometer und einigen zehn Personen pro Jahr. Die Bürgerbücher sprechen hier eine beredete Sprache. Andreas Nutz hat mehr als 200 Orte ermittelt, zu denen hundertfache Beziehungen existierten. Allein für Schwenningen ist er 44 Mal fündig geworden.²⁵ Als sich die Reformation ausbreitete und im 16. Jahrhundert der Bund zwischen Protestantismus und Territorialfürstentum geschlossen war, versiegte die Zuwanderung aus dem württembergisch-ausländischen Schwenningen. Schwenninger Liegenschaftserwerber, und damit Neubürger, verschwinden aus den Bürgerbüchern. Grundsätzlich besaß die Stadt eine Sogwirkung, die sich über das Wohlstands- und Sicherheitsgefälle sowie die personalen Abhängigkeiten in ländlichen Grundherrschaften gegenüber

städtischer Verfassungs- und Wirtschaftsordnung mit ihrer zünftlerischen Eingebundenheit ins freie Handwerkertum manifestierte. Erstaunlich ist nur, wie viele Menschen in den Aufzeichnungen der Bürgerbücher offensichtlich aus den personalen Bindungen der Grundherrschaft – Hörige und Leibeigene – entlassen wurden und in die Stadt abwandern konnten; vielleicht bestand hier eine Wechselwirkung zwischen ländlicher Ernährungsbasis und Bevölkerungszunahme.

Die überwiegende Zahl der Bürgerbucheintragen, also der Personen die über eine Liegenschaft den Bürgerrechtsstatus besaßen, betrifft Männer. Ab 1593 werden allerdings fast nur noch jene erwähnt, die in den städtischen Rat und das Gericht oder in ein öffentliches Amt (Bürgermeister, Schultheiß, Stadtknecht, Ratsdiener u.a.) gewählt bzw. aufgenommen wurden. Bis 1593 sind rd. 600 Männer aufgeführt die sich einem Beruf, einer Tätigkeit, einem Amt (z.B. Büttel, Herter) oder einem Stand (Adel, Geistliche, kilchherre (Patronatsherr), Äbte oder Äbtissinnen und deren Konvente) aber auch einzelnen Personen: Dekan, rector ecclesia, Leutpriester, Kaplan, Mönch, Bruder zuordnen lassen. Wir haben nur die durch den direkten Liegenschaftserwerb ins Bürgerrecht aufgenommenen Männer gezählt. Zahlreiche Verweisungen auf die vorangegangenen Eigentümer, z. B. den Verkäufer, den verstorbenen Mann, Vater oder Angehörigen, ebenso den Nachbarn u.a. vergrößern zwar die Anzahl der beruflichen Merkmale, ohne inhaltlich Neues zu bieten. Während vor 1509 die Zahl der beruflichen Merkmale kaum auftaucht, nimmt sie danach auffällig zu. Dennoch stellen sie keine systematische Erhebung dar sondern sind Erwähnungen als Nebenprodukt. Man muss die Häufigkeitsverteilung der Berufe oder Tätigkeiten (z.B. Nebenerwerb) der ohnehin unvollständig überlieferten Bürgerbücher als nicht hinreichend werten, weil die Eintragungsursachen für eine Liegenschaft durch die Wechselfälle des Lebens (Tod, Verkauf, Zwangstilgung u.a.) zufällig sind und außerdem über lange Zeiträume hinweg aufgeschrieben wurden. Nichtsdestoweniger ist unübersehbar, dass manche Berufe häufiger genannt sind als andere.

Das spricht dann für eine bestimmte Berufsdichte. Nach der Reihenfolge sind zu nennen: Bäcker (54), Schneider (50), Schuhmacher (48), Schmiede (46), Gerber (36), Müller (30), Metzger (23).

Weiter lassen sich folgende Berufe oder Tätigkeiten nachweisen: Wirt, Weber, Zimmermann, Schreiner, Sattler, Schlosser, Wagner, Hafner, Kürschner, Scherer, Tuchmacher, Krämer, Handelsmann/kofman (= Fernkaufleute), Glaser, Spengler, Messerschmied, Kupferschmied, Waffenschmied, Kessler, Büchsenmacher, Pulvermacher, Goldschmied, Schindelmacher, Färber, Küfer, Hutmacher, Fischer, Vogelsteller, Bader, Medicus, Apotheker, Seiler, Brauer, Windenmacher, Maurer, Maler, Geiger (Musikant), Schafmaier (Schäfer), Ausscheller (preco), Herrenknecht, Fuhrmann, Mäher, maister bzw. schulmaister (Lehrer), einfacher Handwerker (faber, cerdo), Pflüger, Schelmschinder (= Abdecker), Ganter (Versteigerer?), Unternehmer/Erbauer (molitor), Schreiber sowie die Ämter Stadtschreiber, Baumeister, Büttel, Stadtknecht, Ratsdiener, Pfleger (= Verwalter), Hirte und Herter (Großvieh), Bannwart; ergänzende Aufzählungen finden sich im Eidbuch der Stadt von 1573. Außer dem Schinder tauchen nirgendwo die Tätigkeiten der sozialen Unterschichten und der Ehrlosen, z. B. Henker, auf, wahrscheinlich weil sie keinen eigenen Grundbesitz hatten.

Als Vollmitgliedschaft in der Gemeinde ist das einstige Bürgerrecht weder an ein bestimmtes Lebensalter noch Geschlecht gebunden. Aus einer sozialen Unterschicht konnte man grundsätzlich über den Liegenschaftserwerb aufsteigen. Kinder konnten laut Stadtgesetz das Bürgerrecht erben.²⁶ Sie standen unter dessen Schutz und genossen im entsprechenden Rahmen die Vorzüge. Bei einer Erbteilung konnten sie aber auch davon ausgeschlossen werden oder ihrerseits das Bürgerrecht aufgeben.²⁷ Im allgemeinen gab es den Liegenschaftserwerb über folgende Möglichkeiten:

- a) stadtrechtliches Erbrecht für Ehegatten, Kinder und Verwandte,
- b) privatrechtliche Verfügungen durch Testament, Schenkungs- Ehe- und Kaufvertrag (evtl. Erbvertrag),

c) den Erwerb über die Zwangsverwertung.

Auf diese Weise kam es zu einer bunten Vielfalt an Bürgerrechtserwerbungen von Einzelpersonen und Personenmehrheiten. Auch die Bürgerbücher nehmen gelegentlich direkten Bezug auf privatrechtliche Erwerbungen (Kauf) und das gesetzliche Erbrecht. So heißt es zum Beispiel, dass sich eine Witwe mit ihren Kindern an Stelle ihres verstorbenen Mannes an einer Scheuer ins Bürgerrecht aufnehmen ließ, „lut der gesetz“ (1493).²⁹

In rd. 304 Fällen berichten die Bürgerbücher eine Witwe (relicta u. a.) „und irü kint den ungeholffen ist, sint burger an irem hus“ (Scheuer, Keller, Hofstatt usw.). Gemeint sind die unversorgten Kinder die der verstorbene Vater zurückgelassen hat – also die Halbweisen. Diese mögen im heutigen Rechtssinne geschäftsunfähig oder beschränkt geschäftsfähig gewesen sein. Und weil vielleicht unter 16 Jahren, waren sie auch noch nicht eidesfähig (vgl. Fußn. 16). Man kommt nicht umhin, innerhalb des Vollbürgerrechts von Einschränkungen zu sprechen. Vermutlich waren männliche „Ungeholffene“ auch nicht wehrfähig (Wacht!). Wenn auch nicht „geschäftsfähig“, so waren sie doch „rechtsfähig“, wie man an der Fähigkeit erben und das Bürgerrecht erwerben zu können sehen kann.

Überraschend verschwindet in den überkommenen Teilen der Bürgerbücher, nach der fortlaufenden Nummerierung 3901 der editierten Bücher, ab dem Jahr 1481 die Registrierung von Frauen allgemein und damit auch der Witwen und jener mit „irü ungeholffen kint“, um dann nur noch einmal 1487 (Nr. 4032) mit einer Witwe „samt iren kindern“ aufzutauchen. Man muss die Antwort auf das Warum schuldig bleiben. Vielleicht entsprang es einer administrativen Verordnung für eine andere Eintragungssystematik; mit dem Wechsel der Schreiber ist es nicht zu erklären.

In den rund 150 Jahren von 1336 bis 1487 sind über den Erwerb einer Liegenschaft, meist einem Haus, einer Scheuer, eines Kellers u. a. etwa 634 Frauen „burgerin“ geworden. Davon waren nicht weniger als 475 Witwen oder Witwen mit unversorgten Kindern. Die restlichen Frauen sind nicht selten über einen Erbfall bedachte Töchter, auch als

geistliche Frauen: Nonnen, Schwestern oder Frauenkonvente.

Es lohnt sich einen Blick auf die in modifizierter Schreibweise vorkommenden Frauennamen jener Zeit zwischen 1336 und 1487 zu werfen. Von den rd. 635 Namen entfielen auf:

Adelheid (95), Katharina (90), Anna (89), Mechthild (67), Elisabeth (64), Margareta (48). Zusammen sind das 71% aller vorkommenden Namen. Beliebte waren der Reihenfolge nach auch: Irmgard (22), Agnes (21), Brigitta (20), Klara (15), Luitgart (11), Gertrud (10), Hedwig (8), Lucia (4), Veronika (4) und Ursula (3). Erstaunlicherweise taucht in dieser katholischen Stadt nicht ein einziges Mal der Name Maria auf.

„... ist burger an sinem *halben* hus, waz Hainrich dez Sailers, wider Benczen den Banwarten“, „... ist burger an siner *halben* schür, was Cloeßelins dem hindern, wider Cloeßelins schür“, „Adelhait, relicta (= Witwe) ... ist burger an irem *halben* kelre (Keller), waz Spaetten, von Humbrechtzhofen, wider Henni Mangoltz swester huse“ (Nr. 834, 2172 u.a.). So lauten, wahllos herausgegriffen, über zweieinhalb Jahrhunderte, stereotyp die rd. 4000 vergleichbaren Eintragungen. Unter Verweisung auf das Stadtrecht von 1371, § 49 (a.a.O.), mit der dort eingeräumten Zweiteilung des Hausbesitzes und dem damit verbundenen Bürgerrecht, ist dem Bearbeiter der Bürgerbücher³⁰ ein substantieller, ein Eigenschaftsirrtrum über die lapidare Formel „halben“ hus u.a. unterlaufen. Allein die tausendfache Wiederholung des Schlüsselwortes „halben“ bei den einschlägigen Liegenschaften verbietet die scheinbare Logik einer Realteilung in zwei Hälften. Das Mittelhochdeutsche³¹ und die tradierte Grundbucherfahrung bieten die Lösung: „halbe“, „halp“, „halben“ bedeutet lt. mhd. Wörterbuch „lokal und kausal die Seite oder die Richtung anzeigend“, „halben“ ist als ein Umstandswort (Adverb) mit räumlicher Bedeutung zu interpretieren (Beispiel: daneben, dahinter) sowie als Verhältniswort (Präposition), Genetiv, mit wiederum räumlicher Bedeutung, z.B. unweit, seitlich, längs, *jenseits* – oder gegenüber. Es hieße dann „von der einen Hälfte seines Hauses usw. in Richtung zum XY gegenüber“. Das

Grundbuch kennt von früher her noch die alte Lagezuweisung „einerseits – andererseits“, eine Formulierung die sich, als variierende Lesart zu „halben“ und „wider“, mit „ainthalb“ und „anderthalb“ schon in unseren Bürgerbüchern im Jahre 1489 findet.³² Danach müsste das oben angeführte erste Beispiel, ebenso alle vergleichbaren, folgendermaßen gelesen werden:

„... ist Bürger an seinem Haus, das dem Seiler Hainrich gehört hatte, gegen den Bannwart Benczen“. Dass allerdings mit „halbe“ eine Hälfte gemeint sein konnte, belegen einzelne Beispiele, wenn von „hus getaillet“ die Rede ist oder von „verstüren aine halbe wise ... und aine halbe huse“ bzw. „... ist burger an aime halben hus“, „uff sins vatters halbe aigen schür“.³³

Die privaten Liegenschaftsobjekte sind heute nicht mehr oder nur mit einem Näherungswert für den ehemaligen Standort lokalisierbar. Sie sind in den meisten Fällen inzwischen entweder abgerissen, umgebaut d.h. abgetrennt oder hinzugefügt, durch Zukauf verbunden, funktional verändert, Flächen überbaut oder gänzlich neu und größer errichtet. Ihr Standort ist ferner durch die vielfache Auflösung von Eigentums- und Nachbarschaftsnamen ohnehin nicht mehr nachvollziehbar. Hausnamen, wie man sie aus verschiedenen alten Städten kennt, z.B. Konstanz: „Haus zur schwarzen Katze“, „zum weißen Bär“, „zur wilden Sau“, „zum blauen Schild“, „zum roten Gatter“ usw., hat es in Villingen nicht gegeben. Derartige originelle Bezeichnungen sind hilfreich für das Auffinden der Häuser und halten sich über Jahrhunderte im Bewusstsein der Bevölkerung. In Rottweil, unserer Nachbarstadt, gab es Ansätze für Hausnamen, der Versuch wurde aber eingestellt.³⁴ Selbstverständlich gibt es in Villingen noch datierbare historische Substanz bürgerlicher Gebäude, z.B. das Haus Färberstraße 1, dessen Umbau für das Jahr 1375 fassbar ist, deren Besitzkontinuität aber höchstens für die letzten zweihundert Jahre erforscht werden kann. An die mittelalterliche Lage lässt sich jedenfalls nicht mehr anknüpfen. Wie die BB zeigen gab es keine durchlaufende Nummerierung innerhalb der Gassen und Straßen. Durchlaufende topografische Systeme gab es frühestens im 18., dann zwei-

mal im 19. Jahrhundert und, auf den alten Stadtkern bezogen, noch einmal mit dem Gemeinderatsbeschluss vom 31.10.1904, wo u.a. die Eisengasse, als vermutliche Wortabschleiffung von „Zaissengasse“, auf ihrer Strecke zwischen Rietstraße und Brunnegasse der Färberstraße zugeschlagen wurde. In Villingen wurde, lt. Häuserforscher Walter K.F. Haas, auch nie eine Hausnummern-Konkordanz versucht.

Die bürgerlichen Objekte sind bestenfalls einem Stadtviertel (Oberort, Hüfinger Viertel, im Riet, Hafnerort usw.) oder einer Straße (Niedere, Riet-, Obere-, Bickenstraße) oder einer Gasse (Zaissen-, Hafner-, Käs-, Brunnen-, Ros(s)en- Gerbergasse usw.) zuweisbar.

Die „Zaissengasse“ (von mhd. „zeisen“ = (Wolle) zupfen) war möglicherweise einst die gesamte Färberstraße. In den BB verbinden sich nicht weniger als 80 Nennungen, die meisten, mit der Zaissengasse. Wenn die „Eisengasse“ ehemals zur „Zaissengasse“ gehörte, so waren es jedoch dort nur etwa 15 Häuser, zuwenige wie es scheint für 80 Eigentümerwechsel in 250 Jahren. Ein Standort der mit der Zehntscheuer im Riet den Nachbarn



In den Bürgerbüchern werden mehrfach mit der Standortangabe „gerwer gassen“ (Nr. 4523, 4302, 4311, 4317, 4326, 4363 u.a.) Angehörige des Gerberhandwerks mit ihren Liegenschaften genannt.

Auf der rückwärtigen Hofstatt des Hauses Gerberstraße 19 (20. Jahrh. „Gerber-Jäger“) wurden anlässlich einer archäologischen Untersuchung 1992 (unser Bild 1993) u.a. rechteckige und runde in den Boden eingelassene Holzkonstruktionen einstiger Gerberbottiche freigelegt. (Zeitstellung unbekannt). Runde Gruben fanden sich später auch innerhalb des Hauses.

nennt ist schon viel. Näher wie mit folgender Formulierung kommt man allgemein an keine Liegenschaft:

„an dem kaefferrberg an dem taill wider der statt werckhus“ (1481).³⁵

Da sich die Lage des „werckhaus“ im „oberen orth“ befindet, wird die Eingrenzung noch genauer. Der Standort wird vom Westende der Kanzleigasse tangiert und könnte an der Stelle des heutigen Münsterzentrums mit den Veranstaltungssälen gelegen sein; denkbar wäre aber auch das südliche Gegenüber bei des einstigen „Graven hus“, das heute noch die Kanzleigasse 13 ist.

Die Bürgerbücher geben Auskunft über die zeitaktuellen Eigentumsrechte, d.h. über die Herrschaftsrechte einer Person oder Personenmehrheit an einem Grundstück. Die Liegenschaft befindet sich innerhalb der Stadtmark, dem Kern oder dem Außenbereich (Wiesen, Felder, Wald), die vom städtischen Friedkreis und der Zuständigkeit des Stadtgerichts erfasst wird. Die BB sind ein Register, das von amts wegen, seitens der städtischen Obrigkeit, angelegt ist und von ihr über den Schreiber geführt wird. Die Eintragungen besitzen formalrechtliche Bedeutung und stellen eine offizielle Erklärung gegenüber jedermann dar. Wie ein-



gangs angedeutet, genießen sie öffentlichen Glauben, d.h. man kann sich auf eine Eintragung verlassen. Wo sie nicht mehr gilt, ist sie noch lesbar durchgestrichen. Diese Praxis wird bis heute geübt, allerdings wird der Text nicht mehr durchgestrichen, sondern wie beim Grundbuch und dem Handelsregister (rot) unterstrichen um die Lesbarkeit zu erhalten. Die BB müssten zumindest dem, der ein berechtigtes Interesse nachwies, zur Einsicht offen gestanden haben. Vom städtischen Friedkreis erfasst, sind alle Berechtigten in die bewahrende Sphäre des allgemeinen Bürgerrechts aufgenommen. Eigentümer konnte nur sein, wer zwangsläufig mit dem Erwerb der Liegenschaft Bürger wird; daher die Formulierung „ist burger an sinem hus“. Grunderwerb und Bürgerrecht bedingen sich zwar wechselseitig – doch in der Regel kann man kein Bürger sein ohne Grunderwerb. Dabei ist der Grunderwerb der auslösende Akt. Die materiell-rechtlichen Ursachen des Grunderwerbs liegen außerhalb der Buchregistrierung. Wir würden sie heute dem Sachen- und Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches zuordnen. Sie betreffen, um es zu veranschaulichen, das Testament, die familien- und erbrechtlichen Verträge, den Schenkungsvertrag, den Kaufvertrag u.a.. Dieses materielle Recht, in Ergänzung des formellen Registerrechts, ist vielfältig in den mittelalterlichen Stadtrechten von Villingen (1371, 1592) und sonstigen Rechtsregelungen anzutreffen. Gelegentlich ist es aus den Eintragungen, wie gezeigt, erkennbar. Akten haben sich darüber nicht erhalten, zumal davon auszugehen ist, dass ein Vertrag, z.B. ein Kaufvertrag, wie noch heute im Privatrecht, vom Grundsatz der Formfreiheit bestimmt gewesen sein dürfte. D.h., es gab keine zwingenden Formvorschriften, wie etwa die Schriftform oder die öffentliche Beglaubigung. Noch im 19. Jahrhundert war in Villingen der Kaufvertrag für ein Haus formlos möglich, d.h., das Objekt wurde „aus der Hand verkauft“, also per Handschlag wie beim Viehhandel. Nichtsdestoweniger bedurfte es zur Beweissicherung der formalen gemeinderätlichen Beurkundung mit unterschriftlicher Mitwirkung der Vertragspartner und der einzelnen Gemeinderäte als grundbuchrecht-

licher Vorgang. Damit galt der beabsichtigte und nunmehr eingetretene rechtliche Erfolg als festgestellt und bezeugt (deklaratorische Wirkung der Eintragung). Die in den mittelalterlichen Bürgerbüchern vorkommenden Eigentumsfortschreibungen an Liegenschaften dürften demnach ebenfalls formlos, d.h. mündlich oder in der Folge stadtrechtlicher Regelungen (z.B. Erbfall), zustande gekommen sein, allerdings auch hier mit der Voraussetzung beweisichernder amtlicher Beurkundung in der Form der Eintragung ins Bürgerbuch, wobei u.a. eine der Eintragung vorausgehende Billigung durch den Rat, als Mitwirkungsorgan im Sinne eines formalen Kenntnisnameverfahrens, gleichfalls angenommen werden muss.

Unsere Bürgerbücher sind dem Grunde nach eine besondere Art der sogenannten Stadtbücher, die einerseits privatrechtliche Regelungen des Grundstücksrechts beurkunden. In dieser Eigenschaft sind sie Katasterfortschreibungen und eindeutige Vorläufer der Abteilung I des Grundbuchs. Andererseits erfassen sie die Stellung einer Person als Bürger, mit der damit verbundenen Vollberechtigung als Gemeindemitglied. Mit der Eigenschaft eines schriftlich niedergelegten Bürgerverzeichnisses schreiben sie vor allem die Bürgererneuerung fort („... scripta sunt civilia innovatum“).³⁶ Bürgerbücher wie sie in der nachfeudalistischen Zeit des 19. Jahrhunderts gegliedert und personenstandsrechtlich im Beamtenstaat, z.B. über das Großherzoglich Badische Bezirksamt, zentralbehördlich systematisiert wurden, waren die mittelalterlichen Bücher nicht.³⁷ Die Eintragungen in den alten Bürgerbüchern spiegeln, dinglich wie Personal, mit ihren Fortschreibungen einen in der damaligen Zeit verlaufenden Prozess wieder. Wir beobachten einen mit rechtlichen Konsequenzen verbundenen „Umschlageffekt“.

Ein Aspekt in der rechtlichen Verbindung zwischen Liegenschaft und Bürgerrecht sollte nicht unerwähnt bleiben:

Der umfassende Stadtfriede trifft im Hausfrieden auf eine Sonderform, die sich als Gesetzesfriede in den stadtrechtlichen Regelungen niederschlägt. So wurden z.B. einschlägige Rechtsbrecher strenger bestraft. Bürger an einer Liegenschaft zu sein („ist

burger an sinem hus“), bedeutete demnach Anspruch auf diese Form des Rechtsfriedens zu besitzen. Das konnte dann zu dem scheinbar sonderbaren Umstand führen, dass eine Person an zwei oder drei verschiedenen Objekten „bürger“ ist.³⁸ Personal kann man aber nur einmal das Bürgerrecht besitzen. Dinglich konnte man dagegen über die Formel „ist burger an ...“ den bürgerrechtlich geschützten Hausfrieden als eine Form individuellen autonomen Rechts wiederholt für sich in Anspruch nehmen.

Die große Mehrzahl der im Bestandsverzeichnis unserer Bürgerbücher genannten Grundstücke betrifft Häuser. Sie werden in ihrer Güte manchmal unterschiedlich dargestellt: hölzernes, gemauertes und steinernes, hinteres oder vorderes, kleines oder großes Haus und Turm.³⁹ Mit dieser Übersicht ist gezeigt, dass es noch den Holzbau gab, wenngleich die zentralen Lagen an den Straßen, so ist aus dem Stadtrecht von 1371 zu schließen, wohl ausschließlich Steinbauten, sogar mit Ziegel-

bedachung, gewesen sind. Wie die Bürgerbücher wissen lassen, konnte man auch an einer Hofstatt Bürger werden. Die Hofstatt ist ein rechtlich eigenständiges Stück Grund und Boden, auf dem das Haus steht oder stand, mit möglichen Nebengebäuden, Stellflächen, dem Baumgarten oder Gärtchen und dem Misthaufen. Das Haus kann vergehen, die Hofstatt bleibt. Bürger wurde man auch über das Eigentum an Wiesen (Äckern) und an Gärten außerhalb und innerhalb der Mauer. Auffällig und damit bedeutsam ist der Bürgerrechtserwerb an Scheuern und Kellern. Sie waren wichtig für die wirtschaftlichen Vorgänge, sie waren reine Wirtschaftsgebäude.

Objekte des Grundstücksverkehrs im Dienste der handwerklich-bäuerlichen Wirtschaft im Alten Villingen:

Die städtische Mischwirtschaft, Handwerk, Handel und Landwirtschaft, besaß als ergänzende



Scheuer Goldgrubengasse 23



Scheuer Goldgrubengasse 23.
Im Mittelteil über dem Erdgeschoss in der Holzdecke die Öffnung in den Heuaufzugsschacht.
Noch gibt es einige Exemplare in alten Gebäuden.



*Scheuer Goldgrubengasse 23.
Hinter den Holzläden rechts des Tores befand sich der Stall.*



*Scheuer Goldgrubengasse 27.
Ehemalige Scheuer die zum Gasthaus „Lamm“ in der Niederen Straße gehört hatte.*



Hausinterne Kellerabtiefungen dieser Dimension, wie hier im ausgebauten öffentlichen, d. h. städtischen Zeughaus, dem ehemaligen Komplex der mittelalterlichen Kürnegger/Vetter-sammlung, westlich des Oberen Tores, finden sich im Alten Villingen nur ganz selten.

Die überwiegend mit Buntsandsteinplatten belegte Bodenfläche liegt annähernd 1,6 bis 1,8 m unter historischem Höhengelände, knapp über dem Grundwasserspiegel. Diese Abtiefung schützt



vor direktem feindlichen Artilleriebeschuss. Der Gesamtkomplex besitzt eine Kellerfläche von nahezu 250 qm. Die Decke wird von einem unterteilten Kreuzgewölbe gebildet; Höhenabstand 3,30 bis 4,45 m. In diesen Räumen haben wir allein im Dreißigjährigen Krieg die Lagerung von rd. 20 größeren und rd. 20 leichteren Geschützen und zahlreichem anderen Kriegsgerät (Vgl. Revellio, Beiträge ..., S. 362) anzunehmen. (Fotos Juli 1982)

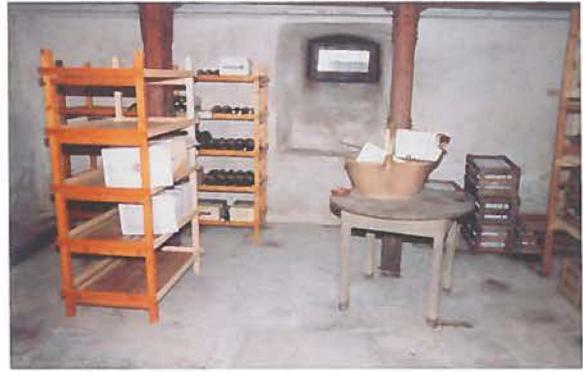
Produktionsgebäude zahlreiche Scheuern. Von Revellio („Beiträge ...“, S. 466) ist zu erfahren, dass die Stadt Villingen zu Anfang des 16. Jahrhunderts 676 Häuser und 102 Scheuern gezählt habe. 15 % reiner Wirtschaftsgebäude ist im Vergleich beachtlich. In den rund 250 Jahren zeitlicher Beobachtung der Bürgerbucheintragungen waren 750 Mal Scheuern Objekte des Grundstückrechtsverkehrs.

Die zwei ausgewählten Scheuern, an denen man das Bürgerrecht erwerben konnte, hier Goldgrubengasse Nr. 23 („Metzger-Weisser“) und Nr. 27 (ehemals „Lamm-Wirt“; restauriert) zeigen mit ihrer Stockwerkskonstruktion eine Bauweise wie sie in dem holz-

reichen Villingen (3800 ha Wald) neben dem reinen Bruchsteinbau, durchsetzt mit Ziegel, Brigachgerölle, ja sogar Kalksteinen, und dem (nicht mehr vorhandenen) Holzhaus öfter anzutreffen war: Das Fachwerk mit seiner tragenden Funktion. Dieses ist gekennzeichnet durch ein hölzernes Gerüst aus senkrechten „Ständern“, waagrechten Balken und schrägen Versteifungen. Die Zwischenräume („Fächer“) sind mit vermörtelten Bruchsteinen aus Buntsandstein u. a. gefüllt, oder mit Fenstern bzw. Türen „ausgefacht“. Die Außenflächen können verputzt sein und so die Skelettbauweise verdecken. (Blütezeit dieser Bauweise war das 16. Jahrhundert.)

Die Hofstatt fanden wir ausschnittsweise in wenigen Jahrzehnten rd. 95 Mal erwähnt. In 70 Jahren stießen wir 60 Mal auf Gärten als selbständige Objekte des Rechtsverkehrs, weitere 35 kamen hinzu. Keller werden im unmittelbaren Rechtsverkehr 40 Mal genannt, Verweisungen auf den Keller eines Nachbarn erfolgten 30 Mal.

Die privaten Häuser hatten dagegen sehr oft innerhalb des Erdgeschosses Gruben geringer Abtiefung von kaum mehr als 50 Zentimeter, aber unterschiedlich großer Fläche, noch in der Kindheit des Verfassers auch im eigenen Elternhaus als „Kär“ (= Keller) bezeichnet. Insofern sind die in den letzten Jahren mehrfach archäologisch nachgewiesenen „Grubenhäuser“ nichts Ungewöhnliches.⁴⁰ Die beurkundeten Keller müssen als externe, auf einer Hofstätte errichtete Bauten gesehen werden. Sie hatten manchmal erstaunliche Dimensionen. So sei der Keller des Frauenklosters Amtenhausen erwähnt, der heute noch auf dem rückwärtigen Teil des Areals Gasthaus „Stiftskeller“ existiert. Ebenso gilt es den ehemaligen Keller des Bärenwirts, erbaut um 1785, zu nennen; ihn stellen wir in der Fotografie vor, ebenso den hausinternen Keller des ehemaligen Zeughauses, mit der Nahtstelle zur einstigen Kirnegger/Obernen Sammlung. Scheuern und Ställe der städtischen Mischwirtschaft, mit ihrem hohen Grad an Selbst-



Keller, die als selbständige Liegenschaft das Bürgerrecht über die Sache begründen konnten, finden wir z.B. im BÄRENWIRTS KELLER.

Mit städtischer Bewilligung vom November 1782 errichtete der Bärenwirt Joseph Wittum im Garten des 1782 der Josephinischen Reform zum Opfer gefallenen Dominikanerinnenklosters (Vettersammlung) um 1785 einen eigenen Keller mit massivem Steingewölbe, der oberirdisch überdacht war. Die Abtiefung beträgt rd. 1,50 m unter Gelände Ringanlage und liegt demnach auch hier über dem Grundwasserspiegel.

Die Liegenschaft befand sich einst südlich der Schanze und entlang der östlichen inneren Ringmauer; sie war über einen Stichweg durch den Klostergarten mit der Bärengasse verbunden. Der Keller ist heute integrierter Bestandteil des östlichen Baurakts im Kloster St. Ursula.

versorgung, waren, wenn es der Grundriss zuließ, selbst bei kleinen Häusern, integrierter Bestandteil des Wohnhauses. Kleine Häuser kannten Ställe für zwei bis drei Kühe, die dann wie in einer Käfighaltung auf engstem Raum untergebracht waren, dazu kam ein Schwein, vielleicht eine Ziege und ein paar Hühner.

Die Scheuern waren ansonsten gesondert auf einer Hofstatt oder einer Wiese vor den Mauern stehende Wirtschaftsgebäude, von gelegentlich beachtlicher Größe und unterschiedlicher Funktion.

Innerhalb der Mauern lagen sie bevorzugt entlang der rückwärtigen sogenannten Wirtschaftsgassen (z. B. in der Rosen-, Goldgruben- Zinser- oder der Mist-[heute Weber-]gasse usw.) sowie in den vom Wohnbau ausgenommenen Flächen oder Winkeln. Sie dienten landwirtschaftlich als Stauraum für Heu, Ackerfrüchte, Brennholz u. a. und Abstellraum für sperrige Geräte der Landwirtschaft z. B. Pflug und Wagen. Sie konnten funktional aber auch mit einem Stall versehen sein. Ferner waren sie Lager- und Werkstatttraum für die handwerk-



liche Produktion: Gerber, Küfer, Brauer, Maurer, Schreiner/Glaser, Wagner, Zimmermann u. a. Für die wirtschaftlichorganisatorischen Abläufe der handwerklichbäuerlichen Stadtwirtschaft waren sie unverzichtbar. Aus Holz- und Riegelwerk errichtet, wird aber auch die „stainynen schür“ genannt.⁴¹ In den rd. 250 Jahren zeitlicher Beobachtung der Bürgerbucheintragungen waren 750 Scheuern Objekte des Grundstück-Rechtsverkehrs, das sind rd. 17 % aller Liegenschaftsänderungen. Weitere 43 Scheuern gehören entsprechend den Eintragungen direkt zum Haus oder sind Nachbarscheuern. Schließen wir ab mit der Nachlese zweier historischer Ereignisse:



Scheuer, Bickenstr. 6, Rückgebäude Wiebelt

Die beeindruckende Größe des hochragenden Ostgiebels dieses Wirtschaftsgebäudes, mit der Tiefe zweier Wohnhäuser, verrät, welche Ausmaße nicht Wohnzwecken dienende Liegenschaften gelegentlich erreichen konnten.

Das über drei Stockwerke ausgeführte Haus besteht im Unterbau aus Bruchsteinmauerwerk.

Der Fachwerkgiebel ist u. a. in die stehende Stuhlkonstruktion des Dachwerks integriert.

Die dendrochronologische Datierung der Bauhölzer vom Dachstock bis ins Erdgeschoss liefert das Fällungsdatum Winter 1605/06 oder älter.

Dieses Gebäude macht besonders deutlich, dass man über das Eigentum an einer Scheuer das Bürgerrecht erwerben konnte.

Aus der Broschüre unseres verstorbenen Ehrenmitglieds Dr. Johann Nepomuk Häßler, Villingen im Spanischen Erbfolgekrieg, 1954, erfahren wir auf Seite 75 ff. seiner seriösen Recherche, dass am 17. Mai 1704 der bayrische Kurfürst als Verbündeter der Franzosen sein Truppenlager zwischen Rietheim und dem Laible/Warenberg aufgeschlagen hatte. Er war auch am 20. Mai noch dort. Als er sich von Markgraf Ludwig von Baden, in Diensten des Kaisers, bedroht fühlte, befahl er den Abmarsch. Häßler teilt mit: Am Abend des 22. Mai kamen die Truppen des Kurfürsten nach Engen. Nun erfahren wir zu unserm Erstaunen folgenden Sachverhalt (BB Nr. 4624): Am 14. Juni 1704 starb Herr Martin Hüener, Villingener Ratsherr als zur selben Zeit „die statt von bayerfürst bloquirt (= eingeschlossen) und gleich hernach von dem marchal de Talard grausam belagert wardt . . .“. Verlässt man sich auf die Äußerung des Zeitzeugen, dann müssten noch bayrische Truppen zu einem Zeitpunkt vor Villingen gelegen sein, da sie nach unserem bisherigen Kenntnisstand nicht mehr hier sein konnten. So stellt sich die Frage, ob der Kurfürst über den 20. Mai hinaus ein begrenztes Truppenkontingent vor Villingen stehen ließ.

Dem städtischen Schreiber ist folgende Notiz erwähnenswert:

Anno 1711 schlug das hochgewitter in den obern thurn (= Oberes Thor), verschlug den halben dachstuhl, undt güng der streich durch die völlige dikk der mauren herunder, bis undter das thor, allwo man es allzeit sehen kann, hernache ist der streich zum thor hinaus, undt in deß herrn Mehrhern gartenhüssle gefahren, selbiges völlig zehrschlagen und zehrrissen, wahr erschrocklich etc. (Nr.4008)

Anmerkungen

Abkürzungen:

BB = Bürgerbücher

OSTR = Oberrheinische Stadtrechte, zweite Abteilung: Schwäbische Rechte, erstes Heft: VILLINGEN, C. Winters Universitätsbuchhdlg., Heidelberg 1905, bearbeitet von Christian Roder

1 „Die Bürgerbücher der Stadt Villingen“ (1336–1593), Quellenedition, hrsg. vom Stadtarchiv VS, bearbeitet von Andreas Nutz und Gustav Walzer, Bd. 24 d. Veröffentlichungen des Stadtarchivs VS, Verlag Hermann Kuhn, VS 2001

Anmerkung: Unsere Analysen folgen der numerischen Reihung der Edition. Sämtliche Eintragungen von 1 bis 4865 wurden

- geprüft aber nur bis zur Eintragung Nr. 4451 ausgewertet. Statistischer Wert der Untersuchung:
 Durch rund 47 „Achtereinträge“ (Gerichtseinträge) und weiterer 110 die eine nicht zur Thematik gehörende Aussage beinhalten verringert sich die effektive Eintragungszahl auf nur rd. 4700. Somit wurden 95 % der gesamten Eintragungen ausgewertet. Das liegt weit jenseits einer repräsentativen-mathematischen Stichprobenuntersuchung. Wir haben es bei 4700 mit einer kleinen vorhandenen Grundgesamtheit zu tun. Die überkommenen Bürgerbucheintragen sind allerdings teilweise fragmentarisch. So fehlen z.B. im Band I 40 von 191 Seiten, also rund jede fünfte (vgl. BB, A. Nutz, S. 13). Im Bd. II fehlen lt. Bearbeiter und Herausgeber (a.a.O.) mehr als die Hälfte der Blätter. Selbst bei einem Gesamtverlust von angenommen 50% oder mehr der einstigen Grundmenge wäre dennoch jede zweite Eintragung statistisch erfasst; jede fünfte hätte für eine Aussage gereicht. Das entspricht einer sehr hohen Genauigkeit und bedeutet für unsere Zwecke eine zuverlässige reale Aussage. Zum Ausdruck „Bürgerbücher“: Es stellt sich für uns Heutige die Frage ob der Ausdruck „Bürgerbücher“ gerechtfertigt ist, nachdem sich mit jedem Eintrag (Ausnahmen!) der Eigentümerwerb an einer Liegenschaft verbindet. Hier ist zu differenzieren: Historisch ist der Ausdruck in den Handschriften durch die Obrigkeit vorgegeben und kann deshalb nicht in Frage gestellt werden; vgl. u.a. BB S. 224/226, S. 358, 361, 362, S. 424 Nr. 4594 sowie OSTR S. 137: Eidbuch v. 1573 „Zum burgerbuch“.
- 2 BB S. 110 Nr. 1292 und S. 266 Nr. 2937
 - 3 BB S. 413 Nr. 4451 (1623)
 - 4 BB S. 406 Nr. 4396 (1593)
 - 5 Oberheinische Stadtrechte, vgl. oben
 Abkürzungen: OSTR
 - 6 BB S. 310 Nr. 3505
 - 7 BB S. 260 Nr. 2935 u.a.
 - 8 BB S. 262 Nr. 2964, S. 266 Nr. 3005, S. 267 Nr. 3015/17 u.z.a.
 - 9 OSTR S. 97, XXXIV
 - 10 OSTR S. 68 (Stadtrecht v. 1371, § 95), S. 84, 99 u.a.
 - 11 BB S. 379 Nr. 4147
 - 12 BB S. 377 Nr. 4129 und 4132 (doppelt registriert)
 - 13 OSTR S. 168, § 4
 - 14 OSTR Eidbuch d. Stadt V. von 1573, BB S. 352 Nr. 3979:
 Bürgereid eines Ausbürgers „brief und sigel“, BB S. 136 Nr. 4633, 4634, 4636 ff.
 - 15 OSTR S. 202 § 44: Stadtrecht v. 1592 u. S. 65 § 95
 - 16 OSTR S. 18 sowie S. 69 § 96 (Jahr 1400) u. S. 87
 - 16a Vgl. auch: Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, 1967
 - 17 OSTR S. 76 (§ 101), BB S. 375 Nr. 4103 (1509) u. S. 380 Nr. 4154 (1519), S. 349 Nr. 3952 (1506), S. 378 Nr. 4137 u.a.
 - 18 BB S. 408 Nr. 4408
 - 19 BB S. 408 Nr. 4404; Fahrnis-Steuer: OSTR S. 157, S. 440 Nr. 4760 „wen ain alter sidling sein burgerr machen will“
 - 20 BB S. 408 Nr. 4410, S. 409 Nr. 4412
 - 21 vgl. vor allem BB S. 177 ff. Nr. 2009 – 2054; vgl. auch BB A. Nutz S. 580 (Klöster)
 - 22 Vgl. Bertram Jenisch / Karl Weber, Kirchen und Klöster im mittelalterlichen Villingen, in: Villingen und Schwenningen, Geschichte und Kultur, Veröffentl. d. Stadtarchivs VS, Bd. 15, Grundriss, Hermann Kuhn Verlag VS, 1998, S. 94; Angaben Nr. 12, 15, 16 (umstritten), 17, 18, 19 (eine Gasse nördlicher), 20
 - 23 BB S. 223 Nr. 2510/2511 (um 1363)
 - 24 OSTR S. 37 Stadtrecht v. 1371 § 15 sowie v. 1592 § 25 und OSTR S. 178
 - 25 BB Andreas Nutz, S. 578 ff.
 - 26 OSTR S. 43 Stadtrecht von 1371 § 33
 - 27 BB S. 306 Nr. 3461 (Ausschluss), S. 86 Nr. 853 (Aufgabe)
 - 28 Vgl. OSTR S. 6 ff. : stadtrechl. Bestimmungen von 1294, OSTR S. 61 St.recht 1371 § 81 u. § 100 (Novellierung v. 1466)
 - 29 BB S. 314 Nr. 3544 auch Nr. 3901 und 4032
 - 30 BB Andreas Nutz, Seite 15 f.
 - 31 Matthias Lexers, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Hirzel Verlag Stgt., 36. Aufl., 1981, S. 79: halbe, halp, halben und S. 80 halp
 - 32 BB S. 300 f. Nr. 3391 ff., S. 364 Nr. 4009/10/12
 - 33 BB S. 49 Nr. 388, S. 50 Nr. 410, S. 128 Nr. 1408, S. 147 Nr. 1641, S. 223 Nr. 2511, S. 289 Nr. 3279, S. 299 Nr. 3385 und 3387, S. 303 Nr. 3424, S. 300 Nr. 3389, Nr. 4026, 4042 u.a.; sogar eine Drittelung kam vor: „... ist burger an sinem drittaile siner schúr, wider Jaeckli Dúrrhaimers saeligen schúr.“ (anno 1408) s. BB Nr. 3225
 - 34 Rottweil: Auskunft Stadtarchivar Dr. Hecht
 Konstanz: Auskunft Stadtarchiv
 - 35 BB S. 364 Nr. 4003, vgl auch S. 291 Nr. 3299, S. 392 Nr. 4265 und Seite 292 Nr. 3369
 - 36 BB S. 226: Titel von 1401
 - 37 Vgl. Anleitung zur Führung der Bürgerbücher, Großherzog. Bezirksamt, hier: Stockach, 20. August 1890
 - 38 BB Nr. 72, 491, 666, 1662 in Verb. 1663, 3721 in Verb. 3723, 4347
 - 39 BB hölzernes (hültzin hus): Nr. 282, 347, 396, 798, 799, 843, 1409, 1427, 1638, 1651, 1676, 1678, 1755, 1756, 1793, 1926, 1950, 1986, 1987, 2008; gemauertes (gemuret) oder steinernes (stainin) Haus: Nr. 282, 1455, 1638, 1676, 1679, 1950; kleines (clain) Haus und Häuschen (hüseli) sowie großes Haus (sim grossen): Nr. 373, 1305, 1524, Turm (thurn): Nr. 968, 1650; sowie hinteres (hindern) oder vorderes (vordem hus) Haus: Nr. 388, 396, 1455, 1676 u.a.
 - 40 z.B. Archäologische Ausgrabungen in Bd./Wrtbg, Theiss Verlag 1999, Luisa Galioto, S. 216, vor allem Bertram Jenisch, a.a.O. 1989, Seite 298
 - 41 BB S. 236 Nr. 2642, S. 250 Nr. 2816
 - 42 Villingen, Bickenstraße 6 (Haus Wiebelt), Rückgebäude, bauhistorische Kurzanalyse, Auftraggeber LDA Bd/Wrtbg. in Freiburg; Ausführung Ingenieurbüro Burghard Lohrum, Ing. (grad.), 77955 Ettenheimmünster, Oktober 2000
- Für die Überlassung der Untersuchungsergebnisse bedanken wir uns beim Gebäudeeigentümer und Mitglied des Geschichts- u. Heimatvereins Villingen e.V. F.K. Wiebelt GmbH & CO KG, Villingen, und hier in Sonderheit bei Frau Beatrice Wiebelt.

Zwischen Abwehrkampf und Angriffslust

Villingen im Dreißigjährigen Krieg nach den Tagebüchern des Benediktinerabtes Georg II. Gaisser von Sankt Georgen

Christian Schulz

Zu den herausragenden Figuren der Villingener Lokalhistorie und der Regionalgeschichte des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises muss der Sankt Georgener Benediktinerabt Georg II. Gaisser gezählt werden. Dieser Rang gebührt ihm nicht in erster Linie wegen seines ordenspolitischen Engagements während des Dreißigjährigen Krieges oder wegen seiner Bemühungen um eine Reform des von ihm geleiteten Klosters, sondern aufgrund der Tagebücher, deren Anfertigung er 1621 begann und erst knapp vor seinem Tod 1655 abbrach. Es handelt sich dabei in einer an Selbstzeugnissen eher armen Epoche um eine außergewöhnlich umfangreiche und aussagekräftige, über die Grenzen

Südwestdeutschlands hinaus bedeutsame autobiographische Quelle, die auf Tausenden von Seiten vorwiegend in lateinischer, gelegentlich auch in deutscher Sprache die Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung der Konflikte des Konfessionellen Zeitalters durch einen katholischen Geistlichen dokumentiert.¹

Georg II. Gaisser wurde 1595 als Sohn eines Klosteramtmanns im oberschwäbischen Ingoldingen geboren und gelangte bereits als Kind nach Villingen in die Obhut seines Onkels Michael, welcher damals den örtlichen Benediktinern vorstand. Bevor der junge Georg 1619 die Priesterweihe empfing und acht Jahre später selber zum Abt von

Glasfenster mit Klosterwappen über dem Hauptportal der Benediktinerkirche in Villingen



Sankt Georgen aufstieg, kam er in den Genuss eines mehrjährigen Unterrichts an drei verschiedenen Hochschulen, wobei das Theologiestudium an der vorderösterreichischen Landesuniversität Freiburg im Breisgau nach kurzem Intermezzo im bayerischen Ingolstadt das Ende der akademischen Laufbahn markierte. Seinen Bildungsgang gestartet hatte der Kleriker im fürstbischöflich-augsburgischen Dillingen an der Donau bei der Gesellschaft Jesu, deren dortige Semi-Universität auch vielen seiner Ordensbrüder die spezifisch jesuitische Mischung aus konfessioneller Orthodoxie und humanistischer Gelehrsamkeit einpflanzte.²

Geprägt wurde Gaissers Existenz durch den Kampf um die Rückerstattung der in der Reformationszeit vom protestantischen Herzogtum Württemberg okkupierten und säkularisierten Abtei Sankt Georgen an den seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im benachbarten Villingen ansässigen Benediktinerkonvent. Nachdem Kaiser Ferdinand II. 1629 vor dem Hintergrund habsburgischer Waffenerfolge in der ersten Kriegsphase das Restitutionsedikt erlassen hatte und auch die kurze Herrschaft des lutherischen Königreichs Schweden über den Süden des Heiligen Römischen Reiches im Zuge der Schlacht bei Nördlingen 1634 beendet worden war, konnten die Mönche ihren angestammten Besitz tatsächlich wiedergewinnen und eine Rekatholisierung der Untertanen des Klosterterritoriums in die Wege leiten. Dieses Aufbauwerk brachen dann aber 1648 die Verfügungen des Westfälischen Friedens mit einer Bestätigung der württembergischen Einverleibung des Monasteriums unwiderruflich ab, so dass sich die Mönche zur Umwandlung des Villingener Exils in eine dauerhafte Residenz gezwungen sahen. Als Mitglied einer umtriebigen Generation von Vertretern der alten Orden hatte Gaisser einst Abschied von der bescheidenen Passivität seiner Vorgänger genommen und musste nun verbittert und unversöhnt den Stab an Nachfolger übergeben, die sich mit den unverrückbaren Fakten zu arrangieren verstanden.³

Bei aller Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Bekenntnisses und der Legitimität der eigenen Rechtsansprüche begegnet uns in den

Tagebüchern dennoch kein konfessionalistischer Scharfmacher, sondern ein beharrlicher Pragmatiker, der juristische Argumentation an die Stelle religiöser Polemik setzte. Insofern verwundert es kaum, wenn der skeptische und mitunter melancholische Abt sich von den Gewalttaten aller Parteien des Dreißigjährigen Krieges distanzierte, eine umfassende Dehumanisierung beklagte und das moralische Versagen seiner Mitmenschen anprangerte. Obwohl dem belesenen Gaisser der zeitgenössische Gedanke vom Krieg als einem Strafgericht Gottes nicht völlig fremd war, zog er jeder apokalyptischen Sinngebung die tröstliche Hoffnung auf Frieden und zivilisatorischen Neuanfang vor, die er aus der Lektüre der klassischen antiken Literatur und Philosophie schöpfte.⁴ Auch die alltäglichen Lebensbedingungen der ländlichen und städtischen Bevölkerung an Brigach und Breg sowie den Oberläufen von Donau und Neckar spiegeln sich in den Notizen des Prälaten auf eindrückliche Weise wider. Für die Misere einer zwar wehrhaften, aber trotzdem drangsalieren, dezimierten und ausgeplünderten Bauernschaft machte Gaisser ein Söldnertum verantwortlich, dass sich seines Erachtens in den höheren und niederen Rängen vornehmlich durch Brutalität, Disziplinlosigkeit, Gier und Unverschämtheit auszeichnete. Zwischen beiden Extremen siedelte der Abt die Einwohner Villingens an, welchen er von den mächtigen Honoratioren bis hinunter zum urbanen Bodensatz sowohl die Rolle der mutigen Opfer soldatischer An- und Übergriffe als auch diejenige der das Umland verwüstenden Täter zuwies. Und wirklich zeigte dieses befestigte Zentrum der Schwarzwald-Baar-Region im Dreißigjährigen Krieg den Nachbarn ein janusköpfiges Profil: attraktiver, weil zuverlässigen Schutz versprechender Schonraum einerseits und gefürchteter Ausgangspunkt für Aggressionen gegen Land und Leute andererseits.⁵

Innerhalb der österreichischen Vorlande, also der habsburgischen Territorien zwischen Vogesen und Lech, gehörte Villingen wie das nahe Bräunlingen zur Gebietseinheit Vorderösterreich. Deren Name wurde erst 1753 im Zusammenhang mit der theresianischen Verwaltungsreform auf alle südwestdeut-



Abtswappen in Sandstein gehauen am Schulgebäude gegenüber der Benediktinerkirche

schen Herrschaften der Kaiserfamilie auch in Schwaben und Vorarlberg ausgedehnt. Noch zu Lebzeiten von Abt Gaisser bezeichnete Vorderösterreich lediglich die Besitzungen Habsburgs im Elsass, Sundgau und Breisgau, am Hochrhein, in der Ortenau sowie im Schwarzwald. Ihre den Oberbehörden in Innsbruck nachgeordnete Administration wanderte infolge militärischer Bedrohung 1632 vom oberelsässischen Ensisheim in die freilich bereits sechs Jahre später von weimarschen Truppen eroberte Rheinfestung Breisach ab. Bis 1665 entstammten die Landesherren für mehrere Jahrzehnte einer Tiroler Nebenlinie der habsburgischen Dynastie – so auch der dezidiert katholische, 1632 verstorbene Erzherzog Leopold V., dessen noch junger Sohn Ferdinand Karl erst 1646 nach einer gemeinsamen Regentschaft seiner Mutter Claudia von Medici mit den beiden Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. die Regierungsgeschäfte übernehmen konnte. Das nach innen durch eine Zunftverfassung organisierte Villingen repräsentierte sich nach außen durch seine Mitgliedschaft in einer der drei Kurien der soge-

nannten vorderösterreichischen Landstände am Oberrhein und auf dem Schwarzwald, nämlich jener der Städte und Landschaften.⁶

Nachdem im November 1632 eine vom kaiserlichen Kommandanten Johann Werner Aescher von Büningen geführte, über 500 Mann starke Schutztruppe in Villingen eingetroffen war⁷, musste die solchermaßen gewappnete Stadt zum Auftakt des folgenden Jahres eine erste Belagerung durch württembergisches Militär erdulden. Obschon man auf den Ort [*ignitae sphaerae* [Feuerkugeln]⁸ abschoss, verlief die Unternehmung im Sande und wurde nach nur knapp zwei Wochen *maximo* [...] *ludibrio atque damno* [begleitet von sehr großer Schadenfreude]⁹ beendet. Einige Monate darauf versuchte eine herzogliche Belagerungsarmee im Verein mit schwedischen Soldaten aufs Neue, den Widerstand der österreichischen Besatzung und der von der städtischen Verfassung zu bewaffnetem Verteidigungsdienst verpflichteten Bürger zu brechen. Dass dies trotz vehementer Beschießung wiederum nicht klappte, hing wesentlich – so meinte der Abt – mit dem außerordentlichen Mut und der Solidarität der urbanen Bevölkerung zusammen.¹⁰

Im Sommer 1634 nahm die dritte der von Württemberg heraufbeschworenen Belagerungen ihren Lauf.¹¹ Eine unverwechselbare Originalität verlieh ihr das Experiment der Angreifer, Villingen durch Stauung der dicht an der Stadtmauer vorbeiziehenden Brigach zu überfluten und so zur Kapitulation zu nötigen. Gleichwohl war diesem Trick genauso wenig Gelingen vergönnt wie dem Rest der Kampagne, die laut Gaisser lediglich *remisse* [lasch]¹² betrieben wurde und dank effizienter Attacken der städtischen Besatzung auf ihre militärischen Gegner und auf die um den Lebensmittelnachschub bekümmerten Bauern aus dem württembergischen Schwarzwald nie recht in Fahrt kam. Brutale Villingener Offensiven gegen lutherische Ortschaften führten dort enorme materielle Schäden und den Tod von Zivilisten herbei: Mindestens zweimal befanden sich auch wahrscheinlich absichtlich umgebrachte Pastoren unter den Opfern.

Nachdem es ihm unter abenteuerlichen Um-

ständen geglückt war, aus dem locker abgeriegelten Villingen zu entweichen, riskierte Gaisser im letzten Belagerungsmonat eine Reise in den unruhigen Bodenseeraum. Sie verfolgte in städtischem Namen als auch aus eigener Initiative primär den Zweck, mit dem Haus Habsburg sympathisierende Militärführer zu raschen Aktionen zum Vorteil der Eingeschlossenen zu überreden. Bei diesen Gesprächen erfreute sich der Abt vieler liebenswürdiger Worte, konnte jedoch keine konkreten Ergebnisse vermelden, die allerdings nach dem Ende der Einkesselung Villingens im Anschluss an die herbe schwedische Niederlage bei Nördlingen im September 1634 auch nicht mehr erreicht zu werden brauchten.¹³

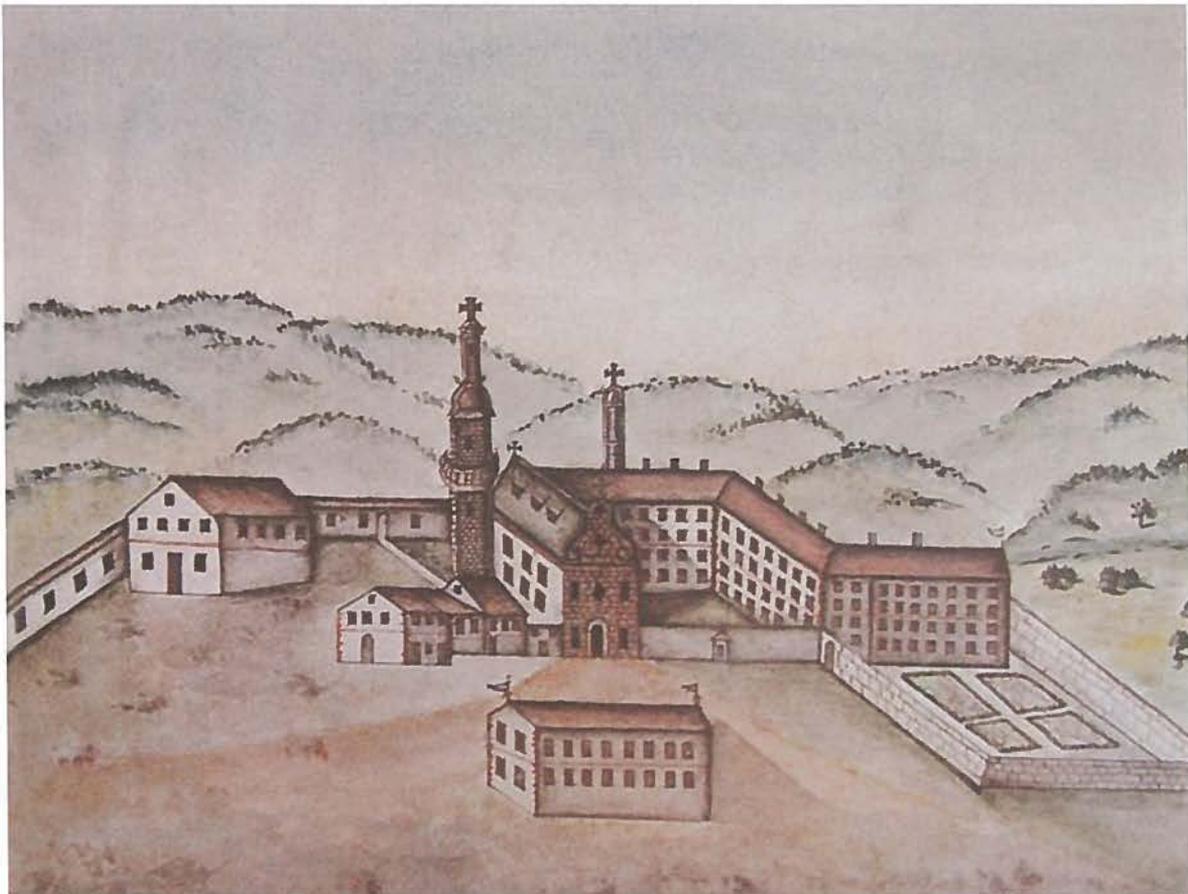
Bis zu diesem erlösenden Geschehnis mussten die Einwohner Villingens seit der zweiten Hälfte des Jahres 1632 auch außerhalb der Belagerungszeiten fortwährend um Leben, Freiheit und Eigentum bangen, wenn sie aus der Stadt gingen, um Waren und Nachrichten zu transportieren oder auf dem Feld und im Wald zu arbeiten.¹⁴ Zwar mühten sich die stationierten österreichischen Truppen, diesen von Soldaten der anderen Seite verursachten Gefahren durch Verteidigungseinsätze und Präventivschläge zu steuern, erfüllten ihr Soll aber kaum in befriedigendem Ausmaß, was sich Gaisser mit Uneinigkeit der Kommandanten, konfusem Vorgehen sowie Mangel an Vorsicht erklärte.¹⁵ Nicht selten glitten die Ausfälle der Villingener Besatzung in blutige Raubzüge gegen Bauern und Durchreisende ab – eine eingewurzelte Beschäftigung für die teils ernsthaft um ihre Existenzgrundlage besorgten, teils bloß beutehungrigen Söldner des Dreißigjährigen Krieges. Kritische Anfragen des Abtes bezüglich der Ausplünderung der Umgebung verhalten bei ihnen ungehört oder bewirkten ungestümen Jähzorn: *Wan sich der abbt der sachen viel beladen wöll, so wölln sie ihne selbstn erschueßzen.*¹⁶

Bald wurde es in Villingen zur Tradition, durch feierliche Prozessionen und heilige Messen an die gemeisterten Belagerungen zu erinnern¹⁷. Weit über die Grenzen der Region hinaus sprachen sich die ungewöhnlichen Leistungen der Verteidiger herum: Ein von Gaisser erwähnter, namenlos blei-

bender Benediktiner aus Mehrerau bei Bregenz schrieb der Stadt gar eine aus diesen Ereignissen erwachsene Berühmtheit zu.¹⁸ Die vermeintliche Prominenz ließ sich indes nicht ungetrübt genießen, denn das Loblied auf *Villinganorum civium virtutem, quae antehac in triplici obsidione [...] orbi inclaruerit* [die Standhaftigkeit der Villingener Bürger, welche nach bislang dreimaliger Belagerung auf der ganzen Welt bekannt geworden sei], sangen auch gerne die kaiserlichen Militärs, um zögernde Einwohner psychologisch geschickt zu gesteigerten defensiven Anstrengungen zu ermuntern oder zur Duldung einer aufgestockten Zahl von Soldaten zu motivieren.¹⁹

Hatten sich in den Jahren der Umzingelung Gemeinschaftsgeist und Hilfsbereitschaft in Villingen intensiv bemerkbar gemacht, kehrten doch alte Konflikte zwischen verschiedenen Personen und Gruppen immer wieder schnell hinter die Mauern zurück, was etwa für Gaisser mal schwelende, mal offen ausgefochtene Händel mit der städtischen Obrigkeit diagnostiziert werden muss. Der Klostervorsteher vertrat die Auffassung, dass der Rat ihm und seiner Abtei wie überhaupt allen Monasterien völlig abgeneigt sei und ein *mönchenfeindlich gemuet* an den Tag lege. Beweise für diesen Verdacht fand der Kleriker in den nach seinem Dafürhalten überzogenen Sachleistungs- und Geldforderungen an seinen Konvent für militärische Aufgaben der Stadt und in der arroganten Art, wie Einwände dagegen abgewiesen wurden.²⁰

Um die Berechtigung und Höhe seines Anteils an kommunalen Zahlungen für habsburgische Kriegsbelange rang Gaisser ein ums andere Mal mit den Villingener Amtsträgern, die ihrerseits ein beträchtliches Interesse an Vermeidung oder Abschwächung von finanziellen Bürden für die Stadtbevölkerung hatten und lieber den als Klotz am Bein wahrgenommenen Ordensmann bluten lassen wollten.²¹ Gaisser's Fazit: Es sei *consuetudo Villingensium* [Villingener Gewohnheit], das Kloster Sankt Georgen bei Geldgeschäften über den Tisch zu ziehen.²² Die Herabwürdigung des Abtes ging so weit, dass nach der Festsetzung eines Klosteruntertanen wegen mutmaßlichen Diebstahls der Rat keine Beschwerdebriefe des als unzuständig



Das Benediktinerkloster in Villingen in einer stark schematisierten Zeichnung von Guido Renner aus dem Jahr 1805.

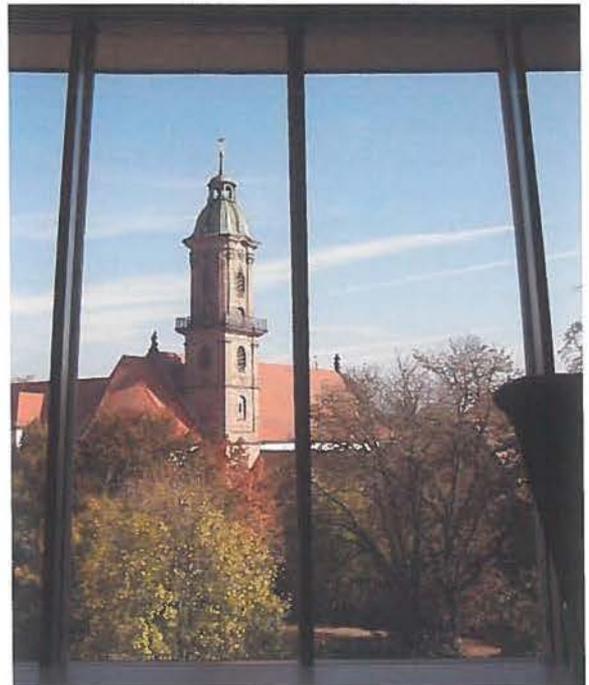
und machtpolitisch zweitklassig beurteilten Gaisser annehmen mochte und sogar ankündigte, auch die Überbringer eventueller Schreiben zu inhaftieren.²³ Im Rahmen eines Streits um die Rechte an fünf Bauernhöfen im Kirnachtal drohten aufgebrachte Ratsherren dem Prälaten den Abriss einer Mauer an, welche zum Villingener Pflughof der Abtei Sankt Georgen gehörte.²⁴ Etwas später tat anlässlich derselben Kontroverse der von Gaisser in beider Todesjahr als sein bester Gefährte²⁵ charakterisierte Bürgermeister Engesser dem Abt kund, er werde den Villingener Benediktinern fortan vielleicht seine schützende Hand versagen, was den wehrlosen Konvent gänzlich der Repression des Rates ausliefern würde.²⁶ Tatsächlich geriet Gaisser kurz darauf noch mehr in Bedrängnis: *Refertur mihi senatus decretum esse hoc: deinceps mihi pascua publica esse prohibita, municipali jure me excludendum* [Es wird

mir berichtet, dass der Rat beschlossen habe, mir künftig den Zugang zur öffentlichen Weide zu verbieten und mich von den bürgerlichen Rechten auszuschließen].²⁷ Als weiteres Druckmittel und Zeichen städtischer Besitzansprüche entdeckte der Magistrat die Abwälzung von Villingener Einquartierungspflichten auf die Kirnachtaler Untertanen des sich vorderhand vergebens widersetzenden Abtes, der sich bei nächtlichen Pöbeleien als *Schelm, Dieb, Mörder, Hechß* titulieren lassen musste.²⁸ Hier wird offenkundig, dass Gaisser zu den normalen Bürgern Villingens gleichfalls ein angespanntes Verhältnis hatte. Zwar schätzte der Prälat ihre Wachsamkeit und ihre riskanten, oft mit Gefangenschaft oder Tod endenden Verteidigungsbemühungen,²⁹ konstatierte daneben aber eine rücksichtslose, auch das Sankt Georgener Klostergebiet nicht verschonende Aggressivität.³⁰

Nach einer den Villingern von einem anderen Geistlichen gehaltenen Bußpredigt, in der ihnen angekreidet wurde, dass sie sich *immisericordiam in pauperes, blasphemiam, et inimicitias seu discordias* [Unbarmherzigkeit gegenüber den Armen, Gotteslästerung und Feindseligkeiten beziehungsweise Zwietracht] hätten zu Schulden kommen lassen, notiert Gaisser, dass der Sündenkatolog allemal ergänzt werden müsse um die Tatbestände *cupiditatem et rapacitatem, quae multos incolas tenebat in aliena invadere semper paratos* [Gier und Raubsucht, von denen viele Einwohner, immer zur Aneignung fremden Eigentums bereit, beherrscht waren].³¹ Im Anschluss an eine feindliche Attacke warfen ein paar Städter dem Sankt Georgener Klosteruntertanen Michael Pfaff vor, die ihm darüber zur Verfügung stehenden Informationen vorsätzlich nicht in Villingen gemeldet zu haben – und dies ganz im Sinne des Abtes, der sich beim Gegner habe einschmeicheln wollen. Von Protesten Gaiszers begleitet, wurde der sich äußerst ungerecht behandelt fühlende Pfaff auf bürgerlichen Druck hin von Soldaten arretiert und mehrere Tage lang unter unerquicklichen Bedingungen eingesperrt.³² Absoluter Tiefpunkt der Animositäten war aus der Perspektive des Abtes zweifellos die weitgehende Zerstörung der Klosterbauten in Sankt Georgen im Oktober 1633, zu der Gaisser bei einer Besichtigung der Ruinen anmerkt: *Horror sane me ad medullas intimas usque pervasit* [Fürwahr durchlief mich ein Schauer bis in das innerste Mark].³³ Auf der Basis einer städtischen Entschließung wurden Ende Februar 1634 die noch unversehrten Gebäude, die in den Augen der Villingener Verantwortungsträger ein potenzielles Versteck für gegnerische Armeen darstellten, ebenfalls niedergebrannt und dabei Todesopfer billigend hingenommen.³⁴ Wegen seiner angeblich unsolidarischen und einseitig die Interessen der gering geachteten Bauern aus dem Klosterterritorium berücksichtigenden Gesinnung hätte so mancher Einwohner Villingens eine dauerhafte Entfernung Gaiszers aus der Stadt sehr begrüßt. Wie angriffslustig etwa das Ratsmitglied Clemens Seger diese Antipathie kundtat, gibt der Abt folgendermaßen wieder: *Jetzt solte man meine Höf alle verbrennen, die*

*Underthonen niederhauwen und hernach mich zuo der Statt hinauß jagen, also mich meine Underthonen beschützen lehren.*³⁵ Speziell in der aufgeheizten Atmosphäre vor der ersten Belagerung wurden solche Vertreibungswünsche auch von anderen offiziellen Vertretern der Kommune frank und frei geäußert, wenn zum Beispiel der damalige Bürgermeister in Verkennung der strategischen Bedeutung seiner Stadt die eigentliche Schuld an der von schwedischen und württembergischen Truppen hervorgerufenen Bedrängnis auf die Anwesenheit des mit dem benachbarten Herzogtum zerstrittenen Sankt Georgener Konvents schob: *wür Villingen haben so lang kein ruow noch sicherheit, allweil der abbt hie ist, und wan er nit fort will, so wöllen wir in selbst aufffertigen, darvor ist doch kein ruow.*³⁶

Mit dieser Anschauung stand er nicht allein, denn in Villingen war durchaus ein Konsens darüber zu erzielen, dass *monachos esse hujus communis necessitatis calamitatisque causam unicam ac superesse unicam reconciliandi vicini hostis rationem, si curia Georgiana eidem tradatur* [die Mönche die einzige Ursache dieser gemeinschaftlichen Notlage seien und dass es nur eine Methode zur Versöhnung mit



dem feindlichen Nachbarn gebe, nämlich die Übergabe des Sankt Georgener Pflughofes an Württemberg].³⁷ Trotz aller Differenzen besaß die Stimme des Abtes bei Teilen der Bevölkerung aber immerhin so großes Gewicht, dass ihn jene Bürger, die 1640 gegen den Plan einer neuerlichen österreichischen Besatzung in der Stadt aufbegehrten, zum Fürsprecher ihres Anliegens gegenüber einem Abgesandten der Innsbrucker Regierung bestimmten.³⁸

Die dritte für den Prälaten problematische Villingener Gruppe waren die höheren Dienstgrade der kaiserlichen Armee. Den prinzipiell um harmonisches Einvernehmen mit ihnen bemühten Gaisser behelligten sie mit ihren dauernden Forderungen nach materieller Unterstützung und konnten ihn durch den dabei angeschlagenen Ton so in Angst versetzen, dass er eines Nachts alle möglichen Vorkehrungen zur Verhinderung eines befürchteten militärischen Übergriffs auf den Benediktinerkonvent traf, bloß weil er zuvor dem Kommandanten Aescher dessen Bitte um vorübergehende Versorgung seiner Pferde nicht erfüllt hatte³⁹ – demselben Aescher, der von Gaisser nach den Belagerungen noch als Mann bewundert worden war, der *globorum ignivomorum violentiam irritam esse fecerat* [die Gewalt der Feuerkugeln unwirksam machte].⁴⁰

Die meisten Villingener legten indes gegenüber den auswärtigen, wegen den von ihnen in Stadt und Umland verursachten Kosten und Schäden allgemein mit Missvergnügen betrachteten und wiederholt Tumulte anzettelnden Soldaten ein entschiedenes Auftreten und großes Selbstbewusstsein an den Tag, womit es ihnen beispielsweise gelang, kaiserliche Militärangehörige in die Schranken zu weisen, die bei ihrem Abzug noch außerordentliche Dienstleistungen erpressen wollten.⁴¹ Anderen Verbänden, von deren Vorgesetzten eine Gefahr für Eigentum und Sicherheit auszugehen schien, verweigerten die Bürger jegliche Kooperation und sogar den Zutritt zur Stadt.⁴² Wenn es ihnen zur Abwehr soldatischer Belästigungen notwendig dünkte, schreckten sie auch nicht davor zurück, Anordnungen der Erzherzogin Claudia zu widersprechen.⁴³

Noch bevor überhaupt der erste ortsfremde Militärangehörige die Stadt betreten hatte, hegten manche Bürger schon Argwohn gegen die Soldaten, welche ihnen die vorderösterreichische Verwaltung zur Abwehr des ängstlich erwarteten schwedischen Vormarsches schicken wollte: *sed hoc ipsum grave aliquibus visum est, perpendentibus iniquam sortem sub licentia et malitia hujusmodi hominum futuram, cum tamen, si hostis ingruat, parva spes sit oppidi per ipsos defendendi, quin plus verendum esse, ne ipsismet avaris et a fide catholica praecipua ex parte alienis militibus praedae sint futuri* [Aber gerade dies erschien einigen bedrückend, wenn sie erwogen, dass ihr Los unter der Zügellosigkeit und Bosheit derartiger Menschen ungünstig sein werde; während doch die Hoffnung auf Verteidigung durch sie bei einem Überfall des Feindes gering sei, stehe eher zu befürchten, dass die Bürger selbst zur Beute der räuberischen und dem katholischen Glauben zum größten Teil abgeneigten Soldaten werden würden].⁴⁴

Zwei Angehörige einer bayerischen Einheit begingen den Fehler, zum Abschied ein Pferd des Schultheißen mitgehen zu lassen und damit städtische Reiter auf den Plan zu rufen, die einen der Missetäter umbrachten und den anderen gefangen nahmen.⁴⁵ Dann und wann eskalierten innerhalb der Stadt die Zwistigkeiten derart, dass zivile und militärische Gruppen bewaffnet aneinander gerieten, sich erhebliche, auch Frauen in Mitleidenschaft ziehende Verletzungen zufügten und von ihren jeweiligen Obrigkeiten kaum zur Raison gebracht werden konnten.⁴⁶ Obwohl Gaiszers Tagebücher überwiegend von solchen Aufsehen erregenden Zuspitzungen im Zusammenleben von Bürgern und Truppenangehörigen in Villingen berichten, dürfte die alltägliche Interaktion doch streckenweise auch von friedfertigem Miteinander bestimmt gewesen sein, von dem der Abt aber nur wenig mitteilt. Eine Passage, in der zwei Soldaten Erwähnung finden, die sich wegen einer jungen Frau duellieren, die beiden eine Heirat in Aussicht gestellt hat, deutet zumindest an, dass Annäherungen und Verbindungen zwischen Militär- und Zivilbevölkerung kein Ding der Unmöglichkeit waren.⁴⁷

Bei Bedarf ließ sich regelrecht gemeinsame Sache machen, denn trotz der Versorgungsengpässe, welche durch die in der dörflichen Nachbarschaft ins Werk gesetzten Plünderungen und Raubzüge auftraten, betätigten sich einzelne Bürger als Hehler und kauften Söldnern das von diesen gestohlene Vieh ab, um es den bäuerlichen Eigentümern anschließend für einen höheren Preis zurückzuerstatten. Eine Variante dieses Vorgehens war, feindlichem Militär die geraubten Rinder gewaltsam zu entreißen und sich die Rückgabe von den Sankt Georgener Klosteruntertanen teuer bezahlen zu lassen.⁴⁸ Dass sich das Unrechtsbewusstsein angesichts dieser Praktiken in Grenzen hielt, zeigt die groteske Reaktion einiger Villingener auf einen Protest Gaisers gegen den Handel mit Vieh, welches zuvor seinen Untertanen von Soldaten weggenommen worden war: *der Prälat sey beßzer Schwödisch als kayßerisch, gunne den Würtembergischen mehr quots alß den burgern. Si wöllen bald ihne selbstn vor die Statt hinauß jagen.*⁴⁹

Ein ungleiches Kräfteverhältnis zwischen den Stadtbewohnern und ihren ländlichen Anrainern manifestiert sich auch in der Entscheidungsmacht über Einlass oder Abweisung von Flüchtlingen, die desto weniger willkommen waren, je niedriger ihre gesellschaftliche Position eingeschätzt wurde. Gewiss hatte Villingen durch den bisweilen massiven Andrang von Schutzsuchenden schwere Lasten zu schultern, für die sich allerdings die zuständigen Stellen an den Aufgenommenen gründlich schadlos hielten. Die Sankt Georgener Klosteruntertanen etwa hatten ihr Scherflein in Form von Nutztier- und Getreidelieferungen oder Transport- und Arbeitsleistungen beizutragen und mussten im Verweigerungsfall den Einzug ihres mitgebrachten Besitzes in Kauf nehmen.⁵⁰

Öfters bestanden zwischen dem zu vorsichtigem Taktieren neigenden Villingener Rat einerseits und den in Anbetracht unvorteilhafter Entwicklungen schnell von Panikstimmung befallenen Bürgern andererseits Meinungsverschiedenheiten über die im Hinblick auf die Kriegsgefahren zu treffenden Entscheidungen und das notwendige Ausmaß der Nachgiebigkeit gegenüber politischen und militärischen Forderungen. Verstärkt kamen diese

Disharmonien im Umfeld der Belagerungen zum Vorschein, besonders als eine Bürgergesandtschaft mit Erfolg, aber ohne Wissen und Einwilligung der düpierten Stadtväter bei der vorderösterreichischen Verwaltung bewaffnete Hilfe für Villingen anforderte, nachdem als skandalös empfundene Anhaltspunkte für den Verdacht aufgetaucht waren, dass der Magistrat die Stadt unter den Schutz des Herzogtums Württemberg stellen könnte.⁵¹

Ausführlich schildert und kommentiert Gaiser in diesem Kontext eine Zusammenrottung zahlreicher Villingener im September 1632, als ein württembergischer Angriff auf die Stadt zum Greifen nahe schien und die erhitzten Bürger und Hintersassen gegen den der Feigheit bezichtigten Rat sich ihres Verteidigungswillens zu versichern wünschten. Der Abt sieht den Volksauflauf, an dem teilzunehmen manche Zauderer freilich erst mit Waffengewalt und anderen Einschüchterungen überzeugt werden mussten, vor allem von hohlem Verbalradikalismus geprägt, wittert dahinter aber auch die von moderaten Kräften vereitelte Absicht mittelloser Zeitgenossen, chaotische Zustände zu provozieren, um sich dann des Eigentums Wohlhabender bemächtigen zu können.⁵² Zu einem heftigen Tumult wuchs sich auch ein Dissens im Spätherbst 1640 aus, als der Villingener Bürgermeister zwei Einwohner verhaften ließ, die veranlasst hatten, dass Reitern aus dem Regiment des Obersten von der Leyen der offiziell erlaubte Zugang zur Stadt verwehrt wurde. Ein deswegen ebenfalls zur Inhaftierung ausersehener Wachtposten sträubte sich tötlich gegen seine Festsetzung, was wiederum andere Männer zu einer lautstarken und von Drohungen begleiteten Demonstration vor dem Haus des Bürgermeisters mit dem Ziel der Freipressung der Eingekerkerten beweg.⁵³

Krawall, Kabale, Kollisionen: Es ist kein schmeichelhaftes Bild, welches der Sankt Georgener Abt Georg II. Gaiser über weite Strecken seines Tagebuches von Villingen im Dreißigjährigen Krieg und den damals dort lebenden Menschen entwirft. Lokalpatrioten mögen sich jedoch damit trösten, dass ihre Stadt für einen prominenten, längst der Weltliteratur zuzurechnenden Roman des 17. Jahrhunderts eine sehr viel freundlichere Kulisse

abgibt. Im durchaus gastfreien Villingen nämlich begegnet der Titelheld von Grimmelshausens barockem Bestseller „Der Abenteuerliche Simplissimus Teutsch“ 1638 zufällig seinem alten Kameraden Ulrich Herzbruder, pöppelt diesen vom Schicksal tüchtig gebeutelten Weggefährten hoch und bricht mit ihm schließlich zu einer Wallfahrt ins schweizerische Einsiedeln auf.⁵⁴ Fromme Marienverehrung und tätige Nächstenliebe – im tugendsamen Verhalten der beiden Fremden spiegelt sich die hellere, gleichwohl in Gaissers eindrucksvollem Zeitdokument konsequent unterbelichtete Seite der doppelgesichtigen Villingener Kriegsrealität.

Anmerkungen:

- 1 ¹ Vgl. Georg Gaissers Tagbücher. Von 1621 bis 1655, in: F[ranz] J[oseph] MONE (Hg.), Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Band 2, Karlsruhe 1854, S. 159-528 (im Folgenden zitiert als: GGT). Deutsche Übersetzung von Otto STEMLER: Tagebuch des Abt Michael [!] Gaisser der Benediktinerabtei St. Georg zu Villingen, *1595 †1655, Band 1: 1621-1635, Band 2: 1636-1655, o.O. o.J. [Villingen-Schwenningen 1984]. Lateinische Zitate aus den Tagebüchern Gaissers wurden von mir für den vorliegenden Aufsatz ohne strenge Orientierung an der Übersetzung STEMLERS ins Deutsche übertragen, wenn dies für das Textverständnis angemessen erschien. Hierbei gebührte einer Wiedergabe des Aussagesinns die Priorität vor philologischer Genauigkeit.
- 2 Vgl. Michael TOCHA, Besinnung und Aufbruch: Die Villingener Benediktiner und die Universität Dillingen, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen. Jahresheft 23 (1999/2000), S. 53-59. — DERS., Reformation oder katholische Erneuerung. Villingen und Schwenningen im konfessionellen Zeitalter, in: Heinrich MAULHARDT / Manfred REINARTZ / Ute SCHULZE (Red.), Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. von der Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahre 1999, Villingen-Schwenningen 1998 (=Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 15), S. 202-216. — Anton SCHINDLING, Die katholische Bildungsreform zwischen Humanismus und Barock. Dillingen, Dole, Freiburg, Molsheim und Salzburg: Die Vorlande und die benachbarten Universitäten, in: Hans MAIER / Volker PRESS (Hgg.), Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1989, S. 137-176.
- 3 Vgl. Wolfgang SEIBRICH, Gegenreformation als Restauration. Die restaurativen Bemühungen der alten Orden im Deutschen Reich von 1580 bis 1648, Münster 1991 (=Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinertums 38).
- 4 Vgl. Christian SCHULZ, Strafgericht Gottes oder menschliches Versagen? Die Tagebücher des Benediktinerabtes Georg Gaisser als Quelle für die Kriegserfahrung von Ordensleuten im Dreißigjährigen Krieg, in: Matthias ASCHE / Anton SCHINDLING (Hgg.), Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion

- im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, Münster 2002, S. 219-290.
- 5 Vgl. Christian SCHULZ, Theater des Schreckens. Der Dreißigjährige Krieg aus der Sicht des Sankt Georgener Abtes Georg Gaisser, in: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 3/2002, S. 31-37.
 - 6 Vgl. Franz QUARTHAL, Vorderösterreich in der Geschichte Südwestdeutschlands, in: Vorderösterreich - nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten, hg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1999 (Ausstellungskatalog), S. 14-59. — Dieter STIEVERMANN, Österreichische Vorlande, in: Anton SCHINDLING / Walter ZIEGLER (Hgg.), Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500-1650, Band 5: Der Südwesten, Münster 1993, S. 256-277. — Walther Ernst HEYDENDORFF, Vorderösterreich im Dreißigjährigen Krieg. Der Verlust der Vorlande am Rhein und die Versuche zu deren Rückgewinnung, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 12 (1959), 13 (1960), S. 74-142 und 107-194.
 - 7 Vgl. GGT vom 7. November 1632.
 - 8 GGT vom 12. Januar 1633.
 - 9 GGT vom 24. Januar 1633.
 - 10 Vgl. GGT vom 30. Juni-11. September 1633.
 - 11 Vgl. GGT vom 16. Juli-6. August 1634.
 - 12 GGT vom 25. Juli 1634.
 - 13 Vgl. GGT vom 9. August-18. September 1634.
 - 14 Vgl. GGT vom 21. Januar 1634, 15. April 1634 und 4. Mai 1634.
 - 15 Vgl. GGT vom 9. Februar 1634 und 20. Februar 1634.
 - 16 Vgl. GGT vom 3. Mai 1634 (dort auch das Zitat) und 8. Mai 1634.
 - 17 Die Eintragungen Gaissers zu dieser Thematik sind Legion. Vgl. zum Beispiel GGT vom 24. Januar der Jahre 1642, 1645, 1648, 1650, 1653 (Gedenken an die Aufhebung der ersten Belagerung 1633) und vom 4. August der Jahre 1634, 1636, 1642, 1648, 1649, 1651 und 1654 (Gedenken an einen Sieg über die feindlichen Truppen während der zweiten Belagerung 1633).
 - 18 Vgl. GGT vom 23. August 1637.
 - 19 Vgl. GGT vom 13. Dezember 1638, dort auch das Zitat.
 - 20 Vgl. GGT vom 16. April 1632, dort auch das Zitat.
 - 21 Vgl. GGT vom 1. April 1636 und 5.-12. August 1642.
 - 22 Vgl. GGT vom 13. Februar 1643, dort auch das Zitat.
 - 23 Vgl. GGT vom 10. Dezember 1643.
 - 24 Vgl. GGT vom 11. März 1644.
 - 25 Vgl. GGT vom 11. Juli 1655.
 - 26 Vgl. GGT vom 22. Oktober 1645.
 - 27 GGT vom 8. Februar 1646.
 - 28 Vgl. GGT vom 16. Juni 1647 und 27.-29. Juni 1647, das Zitat am 28. Juni 1647.
 - 29 Vgl. GGT vom 15. März 1634, 4. April 1635, 11. Juni 1638, 10. September 1642 und 11.-16. November 1643.
 - 30 Vgl. GGT vom 7.-10. Januar 1634, 27. März 1638, 5. Dezember 1638 und 25. Mai 1648.
 - 31 GGT vom 20. Januar 1634.
 - 32 Vgl. GGT vom 12.-16. Mai 1643 und 21. Mai 1643.
 - 33 GGT vom 23. September 1634.
 - 34 Vgl. GGT vom 22./23. Februar 1634.
 - 35 GGT vom 11. April 1634.
 - 36 GGT vom 4. November 1632.
 - 37 GGT vom 31. Juli 1632.
 - 38 Vgl. GGT vom 13. Mai 1640.

39 Vgl. GGT vom 15. April 1638.

40 GGT vom 20. Januar 1635.

41 Vgl. GGT vom 16. November 1637.

42 Vgl. GGT vom 25. Januar 1635, 20. Februar 1635, 18. April 1638 und 26./28. März 1640.

43 Vgl. GGT vom 13. Mai 1640.

44 GGT vom 5. Mai 1632.

45 Vgl. GGT vom 1. April 1643.

46 Vgl. GGT vom 6. November 1645, 1./2. Mai 1646, 17. Juli 1646 und 15./16. Mai 1647.

47 Vgl. GGT vom 7. Juli 1642.

48 Vgl. GGT vom 26. Februar 1638 und 12./13. Mai 1643.

49 GGT vom 30. März 1634.

50 Vgl. GGT vom 3. März 1638, 12. Juni 1638, 21. August 1642 und 27. Juni 1644.

51 Vgl. GGT vom 28./29. Oktober 1632 und 6./7. November 1632.

52 Vgl. GGT vom 9. September 1632.

53 Vgl. GGT vom 11. November 1640.

54 Vgl. Hans Jakob Christoffel VON GRIMMELSHAUSEN, *Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch*, nach dem Erstdruck von 1669 hg. von Alfred KELLETAT, München 1975, S. 379-391 (Ende des vierten und Beginn des fünften Buches).

Von der neuen „Aussichtskanzel“ der Volksbank: Blick auf die Benediktinerkirche



Seit einiger Zeit beschäftigt sich in St. Georgen ein Gremium bestehend aus Vertretern verschiedener Gruppierungen damit, Spuren des ehemaligen Klosters St. Georgen sichtbar zu machen. Eine zweiwöchige Veranstaltung in der Lorenzkirche, der ehemaligen Leutekirche des Klosters, war der Anfang. Vorträge und musikalische Veranstaltungen ergänzten die Ausstellung von Gegenständen und Bildern.

Das 1084 gegründete Benediktiner-Kloster des heiligen Georg hatte eine wechselvolle Geschichte. Von seiner großen Bedeutung im 12. und 13. Jahrhundert zeugen nur noch alte Urkunden und Akten. Als Württemberg die gesamte Schirmvogtei über das Kloster besaß, führte Herzog Ulrich zwangsweise den evangelischen Glauben in St. Georgen ein und vertrieb die Mönche. Nach einer kurzen Zwischenstation in Rottweil bauten diese ihre Besitzung in Villingen zu einem Kloster aus. Es hieß nun „Kloster St. Georgen, dermalen zu Villingen“. Nach der Zerstörung der Klostergebäude in St. Georgen im Jahre 1633 wurden diese nie mehr aufgebaut. Nachdem die Ruinen noch über 200 Jahre lang das Ortsbild bestimmten, führten Brandunglücke und die rasche Entwicklung des Ortes im 19. Jahrhundert zum fast vollständigen Verschwinden der Klosterüberreste. Dies machte es für die Veranstalter sehr schwierig, Klosterspuren aufzuzeigen. Einzige greifbare Zeugen aus der St. Georgener Klosterzeit sind am Ort ein paar Grabplatten von Erbbegräbnissen, einige Steine von der Klosterkirche und ein kleiner Rest der ehemaligen Klostermauer. Alles andere opferte St. Georgen seiner Entwicklung zur und als Stadt. So galt es, das Kloster, den Klostergeist und die wenigen weitverstreuten Dinge aus der Klosterzeit zu finden und ihre Geschichte in Erinnerung zu rufen. Eine vielbeachtete, von manchen auch kritisch gesehene, Videoanimation des Architekten A.

Schwarz, stellte vor allem die ehemalige große Klosterkirche und deren Standort in der heutigen Stadt dar. Dass dieses Video nur eine fiktive Vorstellung geben konnte, lag an fehlenden bildlichen Überlieferungen vom Kloster und dessen Kirche. Trotzdem konnte es die überlieferte Größe der Kirche anschaulich vor Augen führen und war ein wichtiger Punkt im Veranstaltungsablauf.

Die Bedeutung der uralten Regel des heiligen Benedikt auch für heutige Menschen stellte der Beurer Mönch, Bruder Jakobus Kaffanke, unter dem Titel: „Neige das Ohr deines Herzens“ vor. Auch in der evangelischen Kirchengemeinde St. Georgen ist noch klösterliches Erbe zu finden, wie die Erfahrungen des frühern Seelsorgers der Lorengemeinde, Pfarrer Paul, zeigten.

Was der alte gestickte Äbtestammbaum, welcher ebenfalls ausgestellt war, bildlich darstellt, konnte Barbara Henze in ihrem Vortrag „St. Georgener Mönche als Äbte auswärtiger Benediktinerklöster“ noch vertiefen. Die Lesung des katholischen Pfarrers Paul Dieter Auer mit Anekdoten aus benediktinischen Klöstern beleuchtete die heiteren Seiten des Klosterlebens. Wenn die angeführten Vorträge das Klosterleben, die Bedeutung des St. Georgener Klosters und die Nachwirkungen der Vergangenheit erfahren ließen, so waren die musikalischen Veranstaltungen der Teil, der ganz andere, sinnliche Erfahrungen brachte. Dies galt vor allem für die von Reinhard Jäckle in Auftrag gegebene Komposition „Fundstücke“. Der Komponist Bruno Leuschner knüpfte an die musikalische Seite des Georgklosters und seines großen Abtes Theoger, der sich auch als Musikwissenschaftler einen Namen machte, an. Es war ein Erlebnis, was Leuschner, zusammen mit dem kleinen Kammerorchester, zu Gehör brachte.

Apostel- und Heiligenfiguren des 13. bis 16. Jahrhunderts aus St. Georgen, die sich heute im

Dominikanermuseum in Rottweil und in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe befinden, konnten nicht ausgeliehen werden. Sie wurden deshalb mit Bildern in natürlicher Größe vorgestellt. Immerhin waren so die noch erhaltenen Schnitzwerke aus der Klosterzeit zu sehen. Dabei handelt es sich um eine thronende Madonna mit Kind um 1260, sechs Apostelfiguren aus der Zeit um 1360, um das Bildnis Johannes des Evangelisten und eines Heiligen mit Buch und Mütze um 1470, sowie eine Beweinung Christi von 1510. Bei allen Plastiken wurde die farbige Fassung abgenommen. Vom alten Hochaltar der Lorenzkirche

aus der katholischen Zeit stammen die Figuren des heiligen Georg, des heiligen Laurentius, der heiligen Maria mit Kind, der heiligen Barbara und der heiligen Katharina. Sie haben noch ihre farbige Fassung.

Aus Handschriften des 15. Jahrhunderts, welche einst in die Klosterbibliothek gehörten, stammten die vergrößerten Abbildungen der Buchmalereien. So waren allein aus der Handschrift „Christus und die minnende Seele“ 22 Abbildungen, deren Aussagen auch heute noch für das religiöse Leben hilfreich sind, zu sehen. Aus der Handschrift „...ler und exempel aller exemplar, ... Passyon als



*Heilige Laurentius
(Anfang 16. Jh.)*



Thronende Madonna (um 1290)

beschrieben hont die hailgen Evangelisten, mit vslegung der hailgen leerer“ wurden zehn Bilder gezeigt. Aus „Hora canonica“, einem Stundenbuch des 15. Jahrhunderts waren 20 Abbildungen entnommen. Der kleine Ausschnitt machte deutlich, welche Schätze die Bibliothek einst wohl besessen hat. Fünf Bücher aus der Klosterbibliothek des Georgklosters während seiner Villinger Zeit wurden freundlicherweise vom Franziskanermuseum in Villingen zur Verfügung gestellt. Die handschriftlichen Einträge auf den vorderen Buchseiten, teilweise mit Abtsnamen, ließen an der Herkunft keinen Zweifel.

Das Faksimile der Urkunde von Kaiser Friedrich I. Barbarossa aus dem Jahr 1163 war ein Beispiel für weitere St. Georgener Kaiser- und Papsturkunden welche im Generallandesarchiv in Karlsruhe lagern. Von der Weihe der gotischen Klosterkirche am 29. September 1496 und der dabei ausgestellten Urkunde zeugte ebenfalls ein Faksimile.

Die schon vor einigen Jahren in die Lorenzkirche verbrachten Grabplatten von evangelischen Äbten

und von Stifterfamilien waren in die Kloster-spurenausstellung einbezogen.

Es war für die meisten Besucher neu, dass es ab 1566 bis zur Säkularisation 1803 sowohl katholische wie auch evangelische Äbte für das Kloster gab. Die katholischen Äbte residierten in Villingen. Nach den ersten evangelischen Äbten, welche noch in St. Georgen wohnten und nach einer Übergangszeit, in der die Äbte noch zeitweise am Ort wohnten, gab es noch elf Titularäbte, die St. Georgen wohl nie besuchten. Diese Tatsache der zwei Abtsreihen zeigt ein Teil der unglücklichen Geschichte des Klosters. Ebenfalls als Leihgabe des Villingener Franziskanermuseums konnte eine Wappenscheibe des Abtes Johannes Kern aus Ingoldingen gezeigt werden. Die Glasscheibe zeigt das Familienwappen des Abtes und seine Amtsinsignien. Am unteren Rand ist die Inschrift: „Johanes Abpt zu sant Jorgy uff dem schwarzwallt. Anno 1544“ zu finden.

Drei besondere Steine mit Figuren und Verzierungen aus dem Lapidarium ergänzten die Ausstellungsstücke.



Zwei Abendmahlkelche, ein Krankenkelch, Taufschalen und Taufkannen aus dem Besitz der Lorenzgemeinde waren Zeugen der früheren liturgischen Geräte. Ein Kelch von 1496 stammt aus der katholischen Klosterzeit und hat alle Wirren der Reformation und Gegenreformation überstanden. Die feine spätgotische Arbeit trägt die Inschrift: „Hilf Gott Cunrade Kammerer aus Rohrbach“. Der Kelch wurde von den St. Georgener Kirchspielsangehörigen dem aus St. Georgen vertriebenen Abt um sechs Gulden abgekauft. Seither hat die evangelische Kirchengemeinde bei ihren Abendmahlsfeiern diesen Kelch in Gebrauch.



Eine Lesecke der Stadtbibliothek mit themenbezogener Literatur lud zur weiteren Information ein. In einer Projektarbeit der 10. Klasse der Robert-Gerwig-Schule, einer Lernstraße zum Thema Kloster, war ein Anziehungspunkt für Kinder und Jugendliche geschaffen worden. Themen wie: Leben im Kloster, Aufgaben der Mönche, Musik aus Klöstern, Lebensbild des heiligen Benedikt und



Darstellung der Klostersgeschichte anhand einer Zeitperlschnur wurden äußerst interessant dargeboten. Wie Pergament und Schreibfedern hergestellt wurden interessierte jung und alt. Die Möglichkeit zur Gestaltung von Schmuckblättern wurde eifrig genutzt. Es zeigte sich, dass bei entsprechender Gestaltung die Schüler Spaß an der Geschichte haben.

Der Ortsbrand 1865 zerstörte neben dem Kirchenschiff auch den alten Hochaltar der Lorenzkirche. Es konnte nur ein Altarflügel davon gerettet werden. Die beiden Tafeln dieses Flügels

werden in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe aufbewahrt und können ebenfalls nicht ausgeliehen werden. Sponsorengelder ermöglichten es, originalgetreue Kopien in Auftrag zu geben. Die St. Georgener Künstlerin Eva Jäckle hat mittlerweile beide Tafeln kopiert. Nur wenige Personen können feststellen, dass sie vor Kopien stehen. Zur Ausstellung im März 2002 wurde das Bild mit dem Erzengel Michael und dem heiligen Sebastian fertig.

Die Darstellung der Geburt Christi war dann im Advent 2002 zu bewundern. Beide Tafeln sind als Leihgaben der Stadt St. Georgen und der Fa. Papst Licensing an der Ostseite in der Laurentiuskirche angebracht.

In einem zweiten Teil der Reihe „Klosterspuren“ konnte im Sommer 2003 eine Glasgalerie mit Steinen aus der Klosterzeit eingeweiht werden. Sie ermöglicht nun, diese interessanten steinernen Zeugen aus der Zeit der Benediktiner in St. Georgen im Klosterhof dauernd zu betrachten. Eine entsprechende Beschreibung bringt dem Betrachter die Steine näher.

Das ganze Projekt erfährt weitere Fortsetzungen. So werden unter anderen die Umrisse der gotischen Klosterkirche noch deutlicher im Straßenpflaster der Gerwigstraße markiert. Informationstafeln gegenüber der Gerwigschule zeigen dann dem Betrachter die wichtigsten Stationen der Geschichte St. Georgens.

Die Zusammenarbeit der Stadt St. Georgen, der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, dem Verein für Heimatgeschichte und fallweise auch anderer Gruppen, lässt nach den bisherigen Ergebnissen noch weitere interessante Dinge erwarten.

Zwischen Konfrontation und Begegnung

Christian Sieber

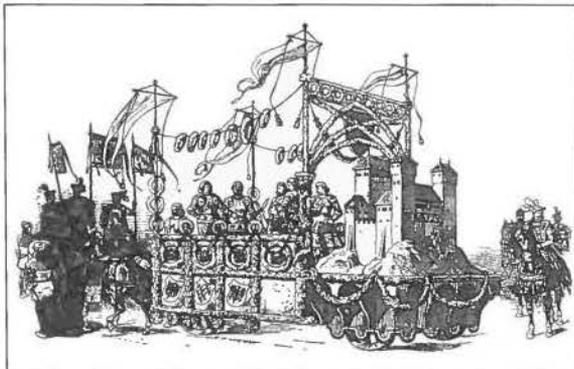
Die vorderösterreichische Stadt Villingen und die schweizerische Eidgenossenschaft im 15. und 16. Jahrhundert

Der Verfasser des Beitrags ist Schweizer und in Zürich als Historiker tätig, gleichzeitig aber über seine in Pfaffenweiler geborene und in Villingen aufgewachsene Mutter Roswitha Sieber-Kunz (1934–1986), die 1953 in die Schweiz auswanderte, Villingen eng verbunden. Umgekehrt will es die Ironie der Geschichte, dass sein direkter Vorfahre Kaspar Kunz (1645–1711) im Jahr 1680 aus Gossau im Zürcher Oberland in den Schwarzwald (Schenkenzell) ausgewanderte und zum katholischen Glauben konvertierte.

Der zweite Teil des Beitrags „Vom Franziskaner Mönch zum Buchdrucker, vom Villingener zum Züricher: Balthasar Maler (um 1485?–1585) und seine Familie“ wird aus Platzgründen im Jahreshft 2004–2005 abgedruckt.

Einleitung

Im historischen Festzug, der sich am 13. August 1899 zum 900-Jahr-Jubiläum von Villingen durch die Straßen der Stadt bewegte, befand sich ein Wagen, der zum Jahr 1444 dem Thema gewidmet war „Herzog Albrecht VI. von Österreich beschließt auf der Käferburg in Villingen den Krieg gegen die Schweizer“. Dasselbe Ereignis findet sich unter dem Titel „Fürstenversammlung in Villingen zur Führung des Schweizerkrieges, Oktober 1444“



auf einem 1895 in der Tradition von Hans Kraut entstandenen Kachelofen dargestellt, der noch heute im Museum Altes Rathaus in Villingen besichtigt werden kann.

Beide Ausdrucksformen des Villingener Geschichtsbewusstseins im ausgehenden 19. Jahrhundert bilden einen Teil der lokalen Erinnerung, verweisen zugleich aber auch auf größere Zusammenhänge, nämlich die Auseinandersetzung zwischen der Herrschaft Österreich, der im Südwesten des Reichs etablierten Landesherrschaft der Habsburger, und der sich im Spätmittelalter aus bescheidenen Anfängen zum europäischen Machtfaktor entwickelnden schweizerischen Eidgenossenschaft. Bereits 1433 von habsburgischer Seite als „Erbfeindschaft“ bezeichnet, hat der Konflikt das Geschichtsbild von Villingen besonders markant mitgeprägt, weil die Stadt nach den territorialen Verlusten der Habsburger südlich des Rheins (namentlich 1415 im Aargau und 1460 im Thurgau) sowie wichtiger Positionen am Rhein (Schaffhausen 1415, Dießenhofen 1460) in die Rolle einer „Frontstadt“ hineinwuchs – der Wagen im Festzug von 1899 und die Darstellung auf dem Kachelofen erinnern unmissverständlich an den militärischen Charakter der Konfrontation.

Im ersten Teil des Beitrags soll die Funktion Villingens als Frontstadt in der Zeit zwischen Sempacherkrieg (1386/88) und Schweizerkrieg (1499) nachgezeichnet werden, gleichzeitig aber auch das (bis heute auf beiden Seiten des Rheins nachwirkende) Bild von der „Erbfeindschaft“ zwischen Habsburg-Österreich und der Schweizer Eidgenossenschaft durch die Unterscheidung zwischen Propaganda und Alltagsrealität etwas relativiert werden.

Im zweiten Teil wird am gut dokumentierten Beispiel des Villingeners Balthasar Maler (um 1485?–1585) – der 1524 als ehemaliger

Franziskanermönch nach Zürich kam, dort eine Familie gründete, das Bürgerrecht erwarb und als Buchdrucker am reformatorischen Aufbruch unter Huldrych Zwingli teilhatte, ohne jemals seine süddeutschen Wurzeln zu vergessen – aufgezeigt, wie viel an Begegnung und Austausch zwischen „Schwaben“ und „Schweizern“ im 16. Jahrhundert im Einzelfall möglich war.

Villingen als habsburgische Frontstadt zwischen Sempacherkrieg (1386/88) und Schweizerkrieg (1499)

In der langen Auseinandersetzung zwischen der Herrschaft Österreich und der Schweizer Eidgenossenschaft ist – was Villingens Anteil anbelangt – vor allem der Ausgangspunkt bekannt: Im Sempacherkrieg verliert am 9. Juli 1386 zusammen mit Herzog Leopold III. und zahlreichen Vertretern des süddeutschen Adels auch ein Angehöriger der Villingener Stadelite, Johann Lächler, in der Schlacht bei Sempach (Kanton Luzern) das Leben, und am 9. April 1388 verliert ein Villingener Truppenkontingent in der Schlacht bei Näfels (Kanton Glarus) die Fahne. Beide Ereignisse erhalten ihren festen Platz im Kollektivgedächtnis von Siegern und Besiegten zugewiesen: Lächler findet Aufnahme in den auf österreichischer wie auf eidgenössischer Seite überlieferten Gefallenenlisten, und die Villingener Fahne hängt zusammen mit anderen Beutestücken noch im 16. Jahrhundert in der Pfarrkirche von Glarus. In Villingen selber zeugt ein zeitgenössischer Eintrag über den Schlachtod des Landesfürsten und Stadtherrn im (fragmentarisch erhaltenen) Jahrzeitbuch der Franziskaner („... dux Lupoldus cadit ense per manus Lucernensium et eorum conligatorum“) vom nachhaltigen Eindruck, den der erste große militärische Erfolg der Eidgenossen machte.

Allerdings blieb der lose Verbund der damals acht eidgenössischen Orte (Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus) für Villingen auch nach dem Sempacherkrieg eine vergleichsweise ferne Größe angesichts der nach wie vor gesicherten habsburgischen Machtposition südlich des Rheins im Aargau, Thurgau und in der Zürcher Landschaft. Von den nachfolgenden

Appenzellerkriegen (1401–1408) war die Stadt nur am Rande betroffen. Eine dramatische Änderung ergab sich erst 1415 mit der Ächtung von Herzog Friedrich IV. durch König Sigmund auf dem Konzil von Konstanz und dem anschließenden Reichskrieg gegen den Habsburger, der die ganze Herrschaft der Habsburger im Südwesten des Reichs in Frage stellte. Villingen hielt bekanntlich mit einer Konsequenz, wie sie bei keiner anderen Stadt feststellbar ist, ihrem Landesherrn während der ganzen Auseinandersetzung die Treue. Die von Sigmund mittels Privilegien in Aussicht gestellte Option Reichsstadt (1417) blieb ebenso unrealisiert wie die wenig überzeugenden Versuche des Königs, die Grafen von Fürstenberg wieder mit Villingen zu belehnen (1418) oder die Stadt an seinen Gefolgsmann Graf Johann von Lupfen zu übertragen (1420).

Mit der Eroberung des Aargaus und der Errichtung der Gemeinen (das heisst von den acht Orten gemeinsam verwalteten) Herrschaft Baden im Rahmen des Reichskriegs von 1415 rückten die Eidgenossen zwischen Kaiserstuhl und Waldshut erstmals bis an den Rhein vor, rund 50 Kilometer von Villingen entfernt. – Zunächst aber beschäftigte die Villingener eine andere Folge des Reichskriegs: Zusammen mit der Stadt Baden im Aargau war den Eidgenossen im Mai 1415 auch die Festung Stein, das damalige habsburgische Verwaltungszentrum für Vorderösterreich, in die Hände gefallen, und mit ihr nahezu das gesamte Archiv, namentlich Hunderte von Urkunden sowie umfangreiche Urbaraufzeichnungen. Während die Inner-schweizer für sie unbequeme Urkunden gleich vor Ort vernichteten, transportierten die Eidgenossen die Hauptmasse der Archivalien nach Luzern, wo sie im Wasserturm, vor unbefugtem Zugang gesichert, eingelagert wurden. Für die Herrschaft Österreich bedeutete dies den Verlust unzähliger nach wie vor gültiger Rechtstitel und Verwaltungsinstrumente. Entsprechend erhoben ihre Vertreter bei Verhandlungen mit den Eidgenossen regelmäßig die Forderung nach Rückgabe der Archivalien.

Gemäß dem 1384/85 vom habsburgischen Kanzleibeamten Rüdiger Ölhafen angelegten



Archivinventar betrafen elf der nun in Luzern verwahrten Urkunden Villingen. Wichtigstes Dokument war ohne Zweifel die Urkunde vom 30. November 1326 über den Verkauf der Stadt durch die Grafen von Fürstenberg an die Habsburger; die restlichen zehn Urkunden datieren aus der Zeit zwischen 1326 und 1352 und gehören ins Umfeld des Verkaufs, so auch der vorangehende Huldigungsbrief Villingens gegenüber den Herzögen von Österreich vom 16. Juni 1326. Auch bei diesen Urkunden handelte es sich um rechtlich relevante Dokumente, die für Villingen sogar eine höchst aktuelle Bedeutung erhielten infolge der im 15. Jahrhundert verstärkten Bemühungen der Fürstenberger um die Intensivierung ihrer Herrschaftsrechte und den Ausbau ihres Territoriums. In diesem Zusammenhang – die fürstenbergische Gerichtshoheit begann unmittelbar vor den Stadttoren – war es für Villingen unerlässlich, in Konfliktfällen zu wissen, welche Rechte genau verkauft worden waren. Die beiden 1326 von Herzog Albrecht II. für die Stadt ausgestellten und im städtischen Archiv aufbewahrten Urkunden gaben hierzu keine Auskunft, und von den zuvor in Baden und jetzt in Luzern aufbewahrten Stücken besaß man offenbar keine Abschriften.

Es war ein verwandschaftlicher Glücksfall, der Villingen in dieser Situation weiterhalf: Junker Hans von Tierberg, Villingens Bürgermeister der Jahre 1416–1430, war seit spätestens 1421 mit Margareta Kaufmann verheiratet, der Witwe von Heinrich Russinger aus Rapperswil (am oberen Zürichsee), dessen (mutmaßlicher) Bruder Georg Russinger 1410–1439 Abt des habsburgischen

Hausklosters Muri im Aargau war. Abt Georg wusste um die Aufbewahrung der Archivbeute von 1415 im benachbarten Luzern („... allerley sinre fürstlichen gnaden briefe und insunders der kouffbriefe, als Vilingen die statt an unsere gnedige herrschafft und das lobliche hus Österrich komen“ ist, „soll zu Lucern in dem wasserturn ligen“), informierte seinen Schwager und besorgte ihm schließlich wenigstens eine Abschrift der Verkaufsurkunde, nachdem ihm die Aushändigung des Originals („der versigelt kouffbriefe“) verweigert worden war. Dieser in einer Bescheinigung Villingens aus dem Jahr 1474 ausführlich referierte Vorgang lässt sich weder genauer als in die Jahre 1421/30 datieren noch bestimmten Rechtsverhandlungen mit den Grafen von Fürstenberg zuordnen. Immerhin konnten sich die Villingen im Mai 1440 bei einem Schiedsspruch im Zusammenhang mit dem Wildbann nunmehr auf ihre „althergebrachte Freiong“ berufen, „insbesondere da sie von Fürstenberg an Österreich verkauft worden“ seien.

Merkwürdigerweise ist in der Angelegenheit ein zweites Gesuch Villingens überliefert. Am 12. Mai 1453 schrieben Bürgermeister und Rat von Villingen an Schultheiß und Rat von Luzern und wiederholten ein bereits „neulich“ gestelltes und durch einen Geistlichen namens Hug Siben vorgebrachtes Gesuch um Auslieferung des Originals oder wenigstens um Ausfertigung eines Vidimus (beglaubigte Abschrift) der Verkaufsurkunde von 1326, die sie in einer neuen Auseinandersetzung mit den Fürstenbergern benötigten. Die Reaktion Luzerns auf das Schreiben ist nicht bekannt, doch blieb das begehrte Original auch jetzt im Wasserturm, und selbst ein Vidimus scheint Villingen nicht erhalten zu haben. Unklar ist auch das Motiv für dieses zweite Gesuch: War die früher erhaltene Abschrift verloren gegangen oder genügte sie den Anforderungen an ein Vidimus nicht? Die bereits erwähnte Bescheinigung Villingens von 1474 spricht eher für die zweite Erklärung, denn zum damaligen Zeitpunkt war die Abschrift (wieder) vorhanden.

Die Bescheinigung selber datiert vom 21. Dezember 1474 und steht zweifellos im Zusammen-

hang mit der kurz zuvor zwischen der Eidgenossenschaft und Herzog Sigmund abgeschlossenen sogenannten „Ewigen Richtung“, in der unter anderem die Rückgabe der Archivbeute von 1415 vereinbart wurde (allerdings nur soweit die Urkunden und Urbare nichteidgenössisches Gebiet betrafen). Offensichtlich wollten sich die Villingen in dieser Situation gegenüber ihrem Landesherrn absichern und deutlich machen, dass das Original der Verkaufsurkunde nie in ihren Besitz gelangt war.

Mit einiger Verzögerung lieferten die Eidgenossen 1477/78 und 1480 die besagten Urkunden und Urbare in zwei Schüben aus. In den zugehörigen Rückgabeinventaren finden sich auch einige der Villingen Dokumente angeführt, so namentlich die Verkaufsurkunde von 1326, die mit allen fünf Siegeln wohlbehalten in habsburgische Hände zurückkehrte und über das Innsbrucker Schatzarchiv schließlich nach Wien gelangte, wo sie noch heute im Österreichischen Staatsarchiv (Abteilung Haus-, Hof- und Staatsarchiv) aufbewahrt wird. Die Bemühungen Villingens kamen damit zwangsläufig an ihr Ende, sie sind aber umso bemerkenswerter, als sonst keine Angehörigen der Herrschaft Österreich direkt mit Auslieferungsbegehren an die Eidgenossen herantraten.

Kehren wir zur Rolle Villingens im Rahmen des Konflikts zwischen Habsburg und Eidgenossenschaft zurück, so beginnt mit der Zeit des Alten Zürichkriegs (1436–1446/50) jene Phase, in der die Stadt vermehrt militärische Leistungen zu erbringen hatte, und ihre Lage in relativer Nähe zum eidgenössischen Territorium an Bedeutung gewann.

1442 vollzog die Stadt Zürich nach einer schweren militärischen Niederlage in einem innereidgenössischen Konflikt eine politische Kehrtwende und verbündete sich mit der Herrschaft Österreich und deren damals prominentestem Vertreter, König Friedrich III. Dieser erhoffte sich von der Allianz die Rückgewinnung der seit 1386 an die Eidgenossen verlorenen Gebiete und ließ Zürich anfänglich namhafte militärische Unterstützung zukommen. Entsprechend findet sich unter den in der Limmatstadt stationierten Truppenangehörigen

auch ein Hans von Villingen, der möglicherweise identisch ist mit jenem Hans Brugger von Villingen, der Zürich kurz vor Kriegsausbruch im Mai 1443 das Angebot machte, 60 Söldner zu liefern. Für die Verteidigung der benachbarten und mit Zürich verbündeten Stadt Rapperswil stellte Villingen im Sommer 1444 weitere 40 Schützen zur Verfügung.

Zwar befand sich Zürich nun im österreichischen Lager, die Gefahr aber, die von den Eidgenossen drohte, rückte mit dem Kriegsausbruch deutlich näher. In einem Schreiben des Hauptmanns der Rittergesellschaft mit St. Jörgenschild ist im September 1443 erstmals von der Notwendigkeit die Rede, die „büberey“ der Eidgenossen unter allen Umständen jenseits des Rheins („yenhalb Ryns“) zu behalten. Der Rhein mit seinen zehn Brückenübergängen zwischen Konstanz und Basel wurde von nun an auf habsburgischer Seite immer wieder als einigermaßen gut kontrollierbare natürliche Grenze gegen die Eidgenossen in die politische Planung einbezogen – und auf eidgenössischer Seite durch die Realität regelmäßig in Frage gestellt, wie im Folgenden mehrfach deutlich wird. Auf dem Höhepunkt des Alten Zürichkriegs fand vom 25. September bis zum 12. Oktober in Villingen jener Fürstentag statt, der 1899 seine eingangs erwähnte Inszenierung im historischen Festzug zum 900-Jahr-Jubiläum fand. Herzog Albrecht VI., der eben erst die Verwaltung Vorderösterreichs übernommen hatte, lancierte von hier aus im Beisein der Grafen Ulrich und Ludwig von Württemberg und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg sowie eines großen adligen Gefolges und zahlreicher Vertretungen von Ritterschaft, Landschaft und Städten Vorderösterreichs den Reichskrieg gegen die Eidgenossen, mit dessen Führung ihn sein Bruder, König Friedrich III., auf dem Reichstag von Nürnberg beauftragt hatte. Am 8. Oktober stellten die beiden Württemberger und der Brandenburger mit rund 120 adligen Gefolgsleuten ihre Absagebriefe (Kriegserklärungen) an die Schwyzer und ihre Verbündeten aus; zwei Tage später erging eine weitere Absage namhafter Adliger. Außerdem stellte sich der schwäbische Adel angesichts der Möglichkeit eines eidgenössischen

Vorstoßes über den Rhein in einer besonderen Erklärung hinter die Grafen von Württemberg. Unter dem Eindruck der gemeinsam empfundenen Bedrohung durch die Eidgenossen, die propagandistisch wirkungsvoll als „Vertreiber und Vertilger allen Adels“ bezeichnet wurden, kam es zu einem bisher nicht gekannten Solidarisierungseffekt im sonst wenig geschlossen auftretenden Adel Süddeutschlands. Die ideologische Polarisierung führte zu festen Feindbildern. Der Name der Schwyzer, die auf der Gegenseite tonangebend waren, wurde konsequent auf alle Feinde und ihre Verbündeten übertragen; entsprechend sprach die österreichadlige Seite nicht vom „Zürichkrieg“, sondern vom „Schweizerkrieg“.

Militärisch endete die Auseinandersetzung 1446 mit einem Patt, politisch 1450 mit der (erzwungenen) Rückkehr Zürichs zur Eidgenossenschaft. Gleichzeitig hatte der Krieg auf beiden Seiten als Katalysator bei der Institutionalisierung bisher vergleichsweise locker organisierter politischer Gebilde gewirkt, im Fall Vorderösterreichs sichtbar in Form der Landstände, im Fall der Eidgenossenschaft sichtbar in Form der von nun an alle zehn, später sogar alle fünf Jahre durchgeführten Neubeschwörung der Bünde.

Das gegenseitige Verhältnis wurde auch in den Folgejahren von militärischen Ereignissen dominiert, konkret durch eidgenössische Raubzüge und Expansionsversuche in Richtung Norden und entsprechende Abwehrmaßnahmen der Herrschaft Österreich. Als Folge davon war der jeweilige Landesherr, zunächst Herzog Albrecht VI., dann Herzog Sigmund und schließlich auch König Maximilian I. jeweils über längere Zeit in Vorderösterreich präsent, mehrfach auch in Villingen, das zwischen 1440 und 1510 mehr Herrscherbesuche erlebte als in der ganzen Zeit davor und danach.

Bereits im September 1455 sah sich Herzog Albrecht nach einem Einfall eidgenössischer Krieger „über Rein“ in den Klettgau und Hegau zu Verteidigungsmaßnahmen genötigt, wobei er auf dem Weg von Radolfzell nach Freiburg auch in Villingen Station machte. Zerstörung und Beute standen im Vordergrund des Streifzugs, der als Vergeltung für einen von süddeutschen Adligen

verübten Überfall auf Straßburger Bürger deklariert wurde, die unter eidgenössischem Geleitschutz standen.

Als nächstes kam Ende November 1460 Herzog Sigmund für drei Wochen nach Villingen, um von hier aus die Friedensverhandlungen im Thurgauerkrieg zu koordinieren und die Versorgung der habsburgischen Lande mit Nahrungsmitteln sicherzustellen; bereits zuvor hatte Villingen eine stärkere Besatzung erhalten. Die Ziele der Eidgenossen beschränkten sich mit dem Thurgau und dem Sarganserland zwar auf Gebiete südlich des Rheins; immerhin fiel ihnen mit Dießenhofen eine strategisch wichtige Position in die Hände: „Damit hatten si aber ain bruck am Rein“ kommentiert ebenso kurz wie treffend der zeitgenössische Überlinger Chronist Leonhard Wintersulger. Außerdem rekrutierte die mitten im Zürcher Territorium gelegene, aber noch immer habsburgische Stadt Winterthur, die damals während 12 Wochen von eidgenössischen Truppen belagert wurde, in Villingen fünf Söldner für die – schließlich erfolgreiche – Verteidigung der Stadt; eine hochrangige Delegation mit Schultheiß Laurenz von Sal an der Spitze war zu diesem Zweck eigens nach Villingen gereist.

Im Jahr 1463 verschärfte ein Bündnis der benachbarten Reichsstadt Rottweil mit den acht eidgenössischen Orten die Situation Villingens als Frontstadt gegenüber der Eidgenossenschaft zusätzlich – dies nachdem die bis 1415 ebenfalls habsburgische Stadt Schaffhausen bereits 1454 ein Bündnis mit sechs Orten abgeschlossen hatte, das diesen einen weiteren Stützpunkt nördlich des Rheins verschaffte. Entsprechend wiesen Bürgermeister und Rat von Villingen im März 1469 in einem Schreiben an Markgraf Karl von Baden, den damaligen Statthalter von Herzog Sigmund, darauf hin, dass man sich zwar in allen Kriegen gegen „die Aidgenossen und ander“ mit „blutvergiessen und hohen costen“ als „getrűw gehorsame“ Untertanen gezeigt habe, im Kriegsfall aber auch größere Kosten für Verteidigungsmaßnahmen habe, „wie nahe wir der Aidgenossen zugewanten, den von Rotwil und Schaffhusen gelegen sint“, und dass man deshalb keine zusätzlichen Steuerlasten tragen könne.

Verfasst ist das Schreiben aus den Erfahrungen, die Villingen 1467/68 im Mühlhauser- und im Waldshuterkrieg machen musste, zwei weiteren expansiven Kriegsunternehmen der Eidgenossen, in deren Verlauf sowohl in den Absichtserklärungen der Angreifer als auch in den Befürchtungen der Verteidiger der Schwarzwald und Villingen erstmals ausdrücklich als Angriffsziele genannt werden. Ende August 1467 beschloss die eidgenössische Tagsatzung einen Kriegszug „an den Swartzwalld und für Vilingen“, der am 6. September in Stühlingen und in Hitzingen (bei Singen) seinen Ausgang nehmen sollte, und der nur durch die Intervention von Friedensvermittlern verhindert wurde. In Verhandlungen, für die Vertreter von Bern, Zürich und Solothurn zu Herzog Sigmund nach Villingen kamen, wurde eine Verlängerung des Waffenstillstands ausgehandelt; außerdem fand sich Sigmund bereit, die Stadt Winterthur an Zürich zu verpfänden.

Anfangs Juli 1468 richtete Villingen sogar an Graf Ulrich von Württemberg ein Hilfsgesuch, weil man einen Angriff auf die eigene Stadt befürchtete, nachdem eidgenössische Truppen in Richtung Klettgau und St. Blasien vorgestoßen waren. Was Villingen auch dieses Mal erspart bleiben sollte, erlebte Waldshut, das während fünf Wochen belagert wurde, wobei sich unter den Verteidigern auch Villingener Truppen befanden, und Herzog Sigmund die Gegenmaßnahmen einmal mehr von Villingen aus koordinierte.

Einen nichtmilitärischen Versuch zur Ausdehnung des eidgenössischen Einflussbereichs unternahm im Oktober 1467 der Luzerner Politiker Heinrich Hasfurter mit der Aufforderung an Rheinfelden, die österreichische Herrschaft freiwillig aufzugeben und ohne Blutvergießen und Brandschatzung zur Eidgenossenschaft überzutreten (wie es Rapperswil 1458 vorgemacht hatte), wodurch dann, so Hasfurters Erwartung, auch „das Fricktal und der [Schwarz]wald“ leichter zu gewinnen wären. Dieser provokative Aufruf zum Verrat am Landesherrn macht zweierlei deutlich. Erstens bestand das Dilemma der eidgenössischen Kriegszüge darin, dass die Truppen primär auf Beute aus waren und entsprechend kurzfristig handelten, während ihre

militärischen Anführer (die stets auch Politiker waren) den Blick über den Tag hinaus auf dauerhaften territorialen Zuwachs richteten. Zweitens konnten die Eidgenossen nördlich des Rheins durchaus mit Sympathien rechnen – weniger in Städten wie Rheinfelden oder Villingen, wohl aber unter der Landbevölkerung, die als „gemeine Landleute auf dem Schwarzwald“ unter Führung eines „Einungsmeisters“ wenigstens ansatzweise Formen politischer Eigenständigkeit in ländlich-genossenschaftlichen Strukturen kannte.

In Schreiben an Freiburg sowie an Graf Ulrich von Württemberg und Markgraf Karl von Baden brachte Herzog Sigmunds Hofmeister Jakob Trapp diese Gefahr des „Schweizerwerdens“ 1468 während der Belagerung von Waldshut erstmals zum Ausdruck: Geht Waldshut verloren, so schrieb er, „wer der gantz [Schwarz]wald on allen zwifel Switz“, weil eine „gross [ver]suchung an die lüt und stett“ sei, „sich zu den Aidgenossen ze tun“, die die Leute im Schwarzwald sogar „ein Ort der Aidgenossen [d.h. ein vollwertiges Mitglied] wellen lassen sin“, so dass „wir yetz mee sorg haben müssen uf die fründ dann uf die viend“. Tatsächlich erwarben die eidgenössischen Orte im Friedensschluss zum Waldshuterkrieg eine Anwartschaft auf Waldshut und den Schwarzwald, indem Herzog Sigmund zu einer Zahlung von 10000 Gulden verpflichtet wurde, bei deren Nichterfüllung die Gebiete an die Eidgenossenschaft gefallen wären.

Die bereits erwähnte Ewige Richtung zwischen Herzog Sigmund und der Eidgenossenschaft vom Juni 1474 brachte auch für Villingen eine Entspannung der politischen Lage. In den nachfolgenden Burgunderkriegen kämpften am 13. November 1474 bei Héricourt und am 22. Juni 1476 bei Murten unter dem Oberkommando von Wilhelm Herter von Herteneck sogar eidgenössische und Villingener Truppen als Angehörige der großen antiburgundischen Koalition Seite an Seite gegen Herzog Karl den Kühnen. Der Zürcher Heerführer und spätere Bürgermeister Hans Waldmann erhielt damals vor der Schlacht vom österreichischen Landvogt Oswald von Tierstein im Feld bei Murten zusammen mit anderen Kriegern den Ritterschlag.

Zu neuen Feindseligkeiten kam es erst wieder 1499 in jenem Waffengang, der nördlich des Rheins – anders als die bisher erwähnten Konflikte – bis heute als „Schweizerkrieg“ bekannt ist, während er auf eidgenössischer Seite als „Schwabenkrieg“ in die Geschichtsbücher einging (eine Bezeichnung, die noch während der Kämpfe auftaucht). Habsburgischer Landesherr war damals König Maximilian I., der im Verlauf des Krieges auch zweimal mit großem Gefolge in Villingen weilte, allerdings jeweils nur für zwei Tage auf der Durchreise zwischen Freiburg und dem Bodenseeraum (25./26. April und 10./11. August). Dem zweiten Besuch in Begleitung seiner Gemahlin Bianca Maria Sforza war im erwähnten Festumzug von 1899 ebenfalls ein Wagen gewidmet; dem ersten Besuch unmittelbar vorausgegangen war am 22. April in Freiburg die Verhängung der Reichsacht gegen die Eidgenossen und die Publikation eines berühmt gewordenen Manifests, das in gedruckter Form weite Verbreitung fand und die Herrschaft der „bösen, groben und schnöden gepursluten“ in der Eidgenossenschaft als Rebellion gegen die gottgewollte Ständeordnung anprangerte. Die Absicht, den Schwarzwald unter eidgenössische Herrschaft zu bringen, erlebte 1499 ebenso eine Neuauflage wie auf österreichischer Seite die (berechtigten) Zweifel an der Treue der eigenen Bevölkerung. Anlässlich der Einnahme von Tiengen bei Waldshut Mitte April entließen die Eidgenossen die dort stationierten Truppen aus dem Schwarzwald mit der Aufforderung, zu Hause für einen unblutigen Übertritt zur Eidgenossenschaft zu werben („daran ze sin, dass die uffem Swartzwald uns Eydgnossen hulden und zuo herren annemen“, wofür „sy von uns früntlich gehalten und geschirmt werden sollen“), andernfalls man sie militärisch angreifen werde. Vor allem die Zürcher hegten große Ambitionen, ihr nördlich des Rheins bereits ins Rafzerfeld reichende Territorium um den ganzen Klettgau zu erweitern. Mit der kampflosen Einnahme der Küssaburg Ende April war ein entscheidender Schritt hierfür gemacht. Die aus Klettgauern bestehende Besatzung der strategisch wichtigen Position hinderte den Büchsenmeister, den Villingen Remigius Mans (der sich damals

einen Teil jenes Ruhms erwarb, der ihn später unter dem Namen Romäus zum Stadthelden machen sollte), am Schießen und plädierte mit 20 gegen 5 Stimmen dafür, die Burg kampflos den „Schwitzern“ zu übergeben. Mit einer Besatzung aus Söldnern statt Einheimischen wäre dies nicht geschehen, schrieb Landvogt Kaspar von Mörsberg entsetzt an König Maximilian und ließ die 20 Verteidigungsunwilligen zur Abschreckung hinrichten.

Auch dieses Mal wurde der Krieg nicht bis nach Villingen getragen. Die Kampfhandlungen am Hochrhein und ein Auszug von Villingen Truppen in den Hegau sowie nach Schleithem und Hallau nehmen aber in der zeitgenössischen Chronik von Heinrich Hug, selber ein Kriegsteilnehmer, breiten Raum ein. In der Stadt selber besammelten sich Mitte Mai rund 1600 Berittene für einen Auszug an den Bodensee.

Aus der gesicherten Position der Rückschau wissen wir heute, dass der Schweizerkrieg von 1499 die letzte große militärische Bedrohung für den Schwarzwald und die angrenzenden Gebiete sein sollte und dass weder Waldshut noch Villingen je eidgenössisch werden sollten. Einem Zeitgenossen konnte dies noch nicht bekannt sein, entsprechend dramatisch erlebte er die damalige Zeit.

Freilich vermittelt die bisher in den Vordergrund gerückte militärische Konfrontation und das damit verbundene Denken in festgefügt ideologischen Lagern ein einseitiges Bild. Wirtschaftliche und soziale Beziehungen zwischen der Eidgenossenschaft und Vorderösterreich bestanden während der ganzen Zeit der eigentlichen Konfrontation und auch in den Jahrzehnten nach 1500, als die direkte Konfrontation von einem mehr oder weniger friedlichen Nebeneinander abgelöst wurde. Jedenfalls lud Zürich schon 1504 zu einem großen Schützenfest auch die Feinde des „Schwabenkriegs“ ein, darunter Villingen. So finden sich in der Teilnehmerliste der gleichzeitig durchgeführten Lotterie die Namen von insgesamt 9 Villingern, darunter der Ehefrau des Stadtschreibers Johannes Kraus, die sich die Attraktionen des vierwöchigen Festbetriebs in der Limmatstadt nicht entgehen lassen wollten.

Literaturhinweise

- Bader, Joseph. Urkunden und Regesten zur Geschichte der Stadt Villingen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: ZGO 8, 1857, S. 106–128, 230–256, 358–384, 463–481 und 9, 1858, S. 476–491.
- Bürgerbuch Zürich I (1351–1545) und II (1545–1723) (Stadtarchiv Zürich, III.A.1-2, zitiert nach Transkription III.A.3.b-4.b).
- Die Bürgerbücher der Stadt Villingen (1336–1593, mit Nachträgen bis 1791), bearbeitet von Andreas Nutz und Gustav Walzer. Villingen-Schwenningen 2001 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen. 24).
- Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB), hg. von Sigmund Riezler. 7 Bde. Tübingen 1877–1891. Geschichts- und Heimatverein Villingen (GHV). Jahreshefte. Villingen 1973ff.
- Heinrich Hugs Villingen Chronik von 1495 bis 1533, hg. von Christian Roder. Tübingen 1883 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. 164).
- Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen. Urkunden, Akten und Bücher des 12.–19. Jahrhunderts, bearb. von Hans-Josef Wollasch. 2 Bde. Villingen 1970–1971 (Schriftenreihe der Stadt Villingen. 6–7).

- Maler, Josua. Selbstbiographie eines Zürcherischen Pfarrers aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Zürcher Taschenbuch NF 8, 1885, S. 123–214 und 9, 1886, S. 125–203.
- Quellen zur Schweizer Geschichte (QSG), hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte. Bd. 1ff. Basel 1877ff.
- Roder, Christian. Die Familie „Maler“ von Villingen, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (und der angrenzenden Landesteile) in Donaueschingen 5, 1885, S. 74–95.
- Staatsarchiv des Kantons Aargau (StAAG)
- Staatsarchiv des Kantons Luzern (StALU)
- Staatsarchiv des Kantons Zürich (StAZ)
- Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (SA VS)
- Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts (VD 16), hg. von der Bayerischen Staatsbibliothek in München in Verbindung mit der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. 25 Bde. Stuttgart 1983–2000.
- Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO). Karlsruhe 1850ff. Zentralbibliothek Zürich (ZBZ).

Höhepunkte im Programm 2004 des Geschichts- und Heimatvereins

Exkursionen nach Umbrien und St. Petersburg

Zwei große Exkursionen stehen im Jahr 2004 beim Geschichts- und Heimatverein Villingen auf dem Programm. Eine Fahrt nach Umbrien soll das Italienbild, das sich der Verein mit Touren nach Rom, in die Toskana, Venedig, Padua und andere Landschaften und Städte

gemacht hat, abrunden. Der Termin: 29. Mai bis 5. Juni. Die Sonderexkursion führt nach St. Petersburg. Da das Interesse an der Reise nach Russland sehr groß ist, sind zwei Fahrten vorgesehen. Vom 22. bis 27. August und vom 29. August bis 3. September.



Umbrien: Die Fontana Maggiore vor dem Palazzo dei Priori in Perugia ist mit Figuren und Reliefs von Nicola und Giovanni Pisano geschmückt, sie gehört zu den bekanntesten Sehenswürdigkeiten.



St. Petersburg: Winterpalais, einst Residenz der russischen Zaren. Mit mehr als 1000 Räumen, gestaltet aus Marmor, Malachit, Jaspis, Kristall und Edelsteinen, beherbergt der Palast auch Teile der Eremitage.

150 Jahre Engagement

Sparkasse Villingen-Schwenningen feiert im Jahr 2004
das 150jährige Bestehen

Wenn die Sparkasse Villingen-Schwenningen am 1. Februar 2004 auf 150 Jahre des Bestehens zurückblickt, sind trotz immensen Wachstums, mehrfach geänderter politischer Rahmenbedingungen, starken gesellschaftlichen Umwälzungen und mannigfaltigen Neuerungen auf dem Gebiet der Technik die Wurzeln klar erkennbar: Am 1. Februar 1854 nahm die Spar-, Waisen- und Leihkasse für den Amtsbezirk Villingen den Geschäftsbetrieb auf. Und noch heute ist die Sparkasse VS das Institut aus der Region, in der Region, für die Region.

Bertolt Brecht formulierte einst überspitzt, dass es vom moralisch-ethischen Standpunkt aus keinen Unterschied mache, ob man eine Bank eröffne oder überfalle. Beides sei gleich verwerflich. Wie bei den meisten Bonmots ist die Kernaussage so natürlich nicht haltbar, aber mehr als ein Körnchen Wahrheit findet sich doch. Denn die Sparkassen allgemein und eben auch die in Villingen sowie die gleich alte in Triberg sind eben aus sozialen Erwägungen heraus gegründet worden. Im heutigen Sprachgebrauch würde man sagen, dass die damals bestehenden Bankhäuser, für Baden waren jene in Basel und Frankfurt maßgeblich, die Marktchancen des Retail-Geschäftes nicht erkannt hatten. Auf alle Fälle waren sie ihrer gesellschaftlichen und sozialen Verpflichtung, so wie man heute Unternehmen in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext einbindet, nicht gerecht geworden.

Gründung als Spar-, Waisen- und Leihkasse

Der Gründung der Kasse in Villingen im Jahr 1854 ging eine Anregung der damaligen badischen Regierung aus dem Jahr 1827 voraus. In einigen Städten hatten sich Sparkassengründungen als nützlich und erfolgreich erwiesen, und so wurden Städte und Gemeinden aufgefordert, ebenfalls über eigene Sparkassen nachzudenken. Es dauerte aller-



dings volle 27 Jahre, bis sich Bürgerausschuss und Stadtrat auf eine Satzung geeinigt hatten. Dabei bedurfte es zudem des Drucks der Regierung des damals zuständigen Seekreises Konstanz, die deutlich machte, ein zwischenzeitlich erwogenes Leihhaus nicht zu genehmigen.

Am 1. Februar 1854 nahm die Spar-, Waisen- und Leihkasse Villingen den Betrieb auf. Den ersten Verwaltungsrat bildeten Joh. Nep. Schöneker (Fabrikant); Christoph Salzer (Apotheker), Franz Jos. Dold (Gemeinderat), Jakob Zech (Spitalverwalter) und J.B. Dold (Gastwirt zur Blume). Dies ist die eine Wurzel der heutigen Sparkasse VS. Und wie der Name schon andeutet: Es war von Anbeginn die Kasse auch und besonders des „kleinen“ Mannes, auch in der Tradition etwa jener Waisenkassen, wie sie ab 1749 und 1766 in den Klöstern Salem und Sankt Blasien eingerichtet worden waren.

Eine andere Wurzel reicht nach Triberg. Die dortige Sparkasse erhielt am 17. Oktober 1854 die Genehmigung des Großherzoglichen Ministeriums, als Spargesellschaft zu fungieren. Dies wird als eigentlicher Gründungstag angesehen, wenn gleich es bereits 1851 eine Vorläufergesellschaft

gegeben hatte, und zwar die „Sparkasse für den uhrenmachenden Schwarzwald.“ Am 1. Januar 1972 vereinigten sich die beiden Bezirkssparkassen Villingen-Schwenningen und Triberg zu einem Institut.

Älteste Wurzel führt nach Schönenbach

Wenn man so will, verfügt die Sparkasse in der heutigen Form über eine noch ältere Wurzel, denn die am 1. Januar 2003 vollzogene Fusion mit der Sparkasse Furtwangen lässt die ohnehin ehrwürdige Kasse gleichsam nochmals altern: Das Gründungsdatum der „Schwarzwälder Sparcassa Gesellschaft“ in Furtwangen liegt auf dem 7. März 1848. Seinerzeit hatten sich im Schönenbacher Löwen mehr als 100 Personen eingefunden, zumeist Mitglieder des Uhrengewerbevereins. Auch bei dieser Gründung stand neben der Finanzierung dessen, was man heute Mittelstand nennen würde, auch die intellektuelle Auseinandersetzung mit der Armut der „unteren Stände“ im Mittelpunkt. Der Sparkassengedanke hatte stets etwas mit dem seinerzeit weitverbreiteten Gedanken der Philantropie zu tun: Man wollte den Tagelöhnern das Sparen und Vorsorgen nahe bringen, dieser Klientel mit fairen Konditionen helfen, eine Mindestabsicherung aufzubauen.

Der Start der Kasse in Villingen verlief indes schleppend. Erst 1859 wurde der erste Überschuss erwirtschaftet. Dies war möglich, weil der Villingener Gemeinderat ein Jahr zuvor genehmigt hatte, die Ausleihfähigkeit über den Stadtbezirk hinaus auf den gesamten Amtsbezirk auszudehnen – obwohl die 29 Gemeinden des Bezirkes (bis auf Dachingen und Schönenbach) es zunächst abgelehnt hatten, der Haftungsgemeinschaft beizutreten.

Noch immer wurde das Geschäft von den handelnden Personen nebenberuflich getätigt, wahrscheinlich hatte es bis 1883 oder kurz davor gedauert, bevor festangestellte Kräfte zum Zuge kamen. Bis dahin lag das Geld in Händen von Kassier Paul Dold, der in seinem Haus in der Bickenstraße aber einen eigenen Raum für die Sparkasse reservierte. In seine Amtszeit fiel 1867 die Gründung der „Konkurrenz“, des „Vorschuß-Vereins Villingen“, aus dem die Volksbank Villingen eG hervorgehen

sollte. Schon immer waren die Beziehungen zu den Genossen offenbar gut, denn 1872 erhielt der Vorschuß-Verein von der Sparkasse ein Darlehen über 10.000 Gulden zu 4 Prozent Zins, um mit dem Geld Kreditwünsche der Genossenschaftsmitglieder zu befriedigen.

Auch mit der Stadt Schwenningen und deren Bürgern machte die Sparkasse Villingen zunächst gute Geschäfte. 1873 wurden der Gemeinde Schwenningen 6000 Gulden geliehen – und in Ermangelung einer eigenen Kasse legten auch viele Schwenninger ihr Geld in Villingen an. Das änderte sich erst am 2. April 1903, denn zu diesem Tag wurde auf Betreiben der Gewerbe- und Handeltreibenden in Schwenningen die Gemeindeparkasse gegründet.

Überschüsse fließen an Gewährträger-Gemeinden

Durch die Reichsgründung 1871 und die fortschreitende Industrialisierung Europas blühte die Wirtschaft in der Folge stark auf – und mit ihr die Sparkassen, die ab 1874 erstmals Wertpapiere auch auf eigene Rechnung erwerben durften und sich ab 1878 bei der Reichsbank refinanzieren konnten, das heißt, nicht mehr nur auf Spareinlagen und Eigenkapital angewiesen waren.

1880 gab es das erste Sparkassengesetz in Baden. Darin wurde unter anderem die Verteilung der Überschüsse geregelt. In Villingen sind bereits ab 1870 regelmäßig Teile des Gewinns abgeführt worden. Bis 1938 summierte sich der Betrag auf 1,853 Millionen Mark.

In Triberg flossen zwischen 1890 und 1905 gut 210.000 Mark an die Stadt. 1906 wandelte sich das Triberger Institut in eine Bezirkssparkasse um. Die Gemeinden Gremmelsbach, Langenschiltach, Niederwasser, Nußbach, Rohrbach, Schönwald sowie Ev. und Kath. Tennenbronn traten in die Haftung ein. Eine Maßnahme, die sich auszahlte, denn bis 1941 flossen an die bürgenden Kommunen 484.000 Mark aus den Überschüssen.

Schon anfangs der 20er Jahre beteiligten sich die Sparkassen in Villingen, Schwenningen, Furtwangen und Triberg am bargeldlosen Zahlungsverkehr, 1924 wurde das Wechseldiskontgeschäft sowie der Kontokorrentkredit eingeführt. I. Welt-

krieg, Inflation und Währungsreformen machten den Sparkassen zwar zu schaffen, doch der Gedanke war zu stark und der Bedarf zu nachhaltig, als dass diese Ereignisse die Institution Sparkasse als solche ernsthaft hätten gefährden können.

Geschichte von Übernahmen und Fusionen

Die Geschichte der Sparkasse Villingen-Schwenningen ist auch eine Geschichte der Übernahmen und Fusionen. Gewissermaßen die erste Übernahme war die Eröffnung einer Zweigstelle in Königsfeld 1930, angelegentlich der Eingliederung der 1917 gegründeten Depositenkasse der Brüderunität. Zum 1. April 1933 erfolgte der Anschluss der 1884 gegründeten Städtischen Sparkasse Vöhrenbach an Villingen, während die Schwenninger Sparkasse am 1. Januar 1934 als Hauptzweigstelle der Kreissparkasse Rottweil eingegliedert wurde. Die Sparkasse Schonach, 1894 gegründet, wurde am 1. Januar 1939 auf Anordnung des

Badischen Staatsministeriums mit der Bezirkssparkasse Triberg vereinigt.

Nach dem II. Weltkrieg erlebten die Sparkassen rasantes Wachstum. Verwaltungsgebäude wurden gebaut und das Geschäftsstellennetz stark ausgebaut. Als Meilensteine sind die Ausgabe der Volksaktien der Preußag (1959), VW (1961) und VEBA (1965), der Wegfall der Zinsbindung (1967), die Einführung der bargeldlosen Lohn- und Gehaltszahlungen in fast allen Unternehmen (1970–72) sowie der Sparboom durch die vermögenswirksamen Leistungen (1970) zu nennen.

Der Konzentrationsprozess setzt sich am 1. Januar 1972 fort. Zu diesem Datum vereinigen sich die Bezirkssparkassen Triberg und Villingen-Schwenningen. Ein Jahr später wurde die Hauptzweigstelle Schwenningen der Kreissparkasse Rottweil auf die Bezirkssparkasse Villingen-Schwenningen übertragen. Damit trug man dem politischen Willen nach Bildung der gemeinsamen Stadt Rechnung.

Zum 1. Januar 1977 übernahm die Sparkasse



Villingen-Schwenningen (so heißt das Institut seit 1. Januar 1975) aufgrund der kommunalen Gebietsreform die Zweigstellen in Biesingen, Buchenberg, Hochemmingen, Oberbaldingen, Öfingen, Sunthausen, Tannheim, Unterbaldingen und Urach. Zum 1. Januar 1991 erfolgte die Aufnahme der Bezirkssparkasse St. Georgen, zum 1. Januar 2003 schließlich die der Bezirkssparkasse Furtwangen. Damit verfügt die Sparkasse Villingen-Schwenningen über ein geschlossenes Geschäftsgebiet, das den gesamten nördlichen und westlichen Teil des Schwarzwald-Baar-Kreises umfasst.

Große Herausforderungen harren

Zusammen mit dem Marktbereich Furtwangen startete die Sparkasse Villingen-Schwenningen mit einer Bilanzsumme von 2,2 Milliarden Euro in das Jahr 2003. Dem Kreditvolumen von 1,4 Milliarden Mark stehen Kundeneinlagen in gleicher Höhe gegenüber. In 47 Geschäftsstellen werden 646 Mitarbeiter beschäftigt.

Dergestalt positioniert sieht sich die Sparkasse Villingen-Schwenningen für die kommenden Jahre gut gerüstet, obwohl eine ganze Reihe von Herausforderungen harren: „Die Sparkasse VS ist eine moderne Geschäftsbank mit umfassendem Angebot, zeitgemäßem Erscheinungsbild und fortschrittlicher Technik. Wir bekennen uns auch zu unserer langen Tradition“ formulierte der Vorstand im September 2002 im Unternehmensleitbild.

Der wichtigste Leitsatz der „mission statements“ lautet: „Wir fördern und stärken die heimische Region.“

Das bedeutet,

- dass die Sparkasse entsprechend des öffentlichen Auftrages die flächendeckende Versorgung mit geld- und kreditwirtschaftlichen Leistungen sicherstellt;
- der Sparsinn und die Vermögensbildung breiter Bevölkerungskreise sowie die Wirtschaftserziehung der Jugend gefördert wird;
- das überlassene Sparkapital vorrangig als Kredit und Darlehen im Geschäftsgebiet verbleibt und so dazu beiträgt, Arbeitsplätze in der Region zu schaffen und zu sichern;
- dass Unternehmensgründungen, Existenzsicherungen und Innovationen mittels verschiedener Instrumentarien gezielt gefördert werden;
- soziale Einrichtungen, gemeinnützige Vereine, kulturelle Vereinigungen und Kommunen durch Spenden und Sachzuwendungen unterstützt werden sowie
- mit einer Vielzahl von Ausstellungen, Vorträgen, Konzerten, Sport- und sonstigen Veranstaltungen die Attraktivität der Heimat gefördert wird.

Diese regionale Verbundenheit erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte der Sparkasse. Unmittelbar einsichtig ist aber auch, dass die Sparkasse VS ihren öffentlichen Auftrag nur auf Dauer und in Zukunft erfüllen kann, wenn sie als Wirtschaftsunternehmen erfolgreich ist. Diese Balance zwischen gesellschaftlicher Verpflichtung und betriebswirtschaftlichen Zwängen dürfte in Zukunft nicht leicht zu halten sein.

Verteidigungsbereitschaft der Bürger und Blick in Villingens Waffenkammer

Hermann Colli

GHV-Mitglieder gestalten Jahresprogramm mit /
Bernhard Scherer weckt Interesse an Stadtgeschichte

Dass die Mitglieder unseres Geschichts- und Heimatvereins Interesse an der Historie ihrer Vaterstadt haben, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. Wenn sie darüber hinaus auch noch selbst dazu beitragen, Villingener Geschichte lebendig zu halten und sie weiter zu vermitteln, dann ist das besonders erfreulich. Der GHV freut sich immer wieder, wenn sich seine Mitglieder mit eigenen Beiträgen aktiv am Jahresprogramm beteiligen. Dazu sind Gott sei Dank einige Geschichtsfreunde immer wieder bereit. Die Aktivitäten aus den eigenen Reihen finden, wie sich zeigt, große Beachtung. Das zeigte sich auch beim „besonderen

Stadtrundgang“, zu dem Bernhard Scherer eingeladen hatte.

„Mauern bedeuteten ein Zeichen von Macht und Ansehen“, sagte Bernhard Scherer als er bei seinem nachmittäglichen Stadtrundgang die Wehranlagen und die Verteidigungsbereitschaft der Bürger im Mittelalter beschrieb. Rund 40 Mitglieder und Gäste hatten sich vor dem Riettor eingefunden, um mit dem kompetenten Stadtführer einen Bummel durch die Geschichte zu unternehmen. Scherer verstand es ausgezeichnet, die Teilnehmer in die Zeit zu versetzen, als Mauern und Türme für die Bürger noch Sicherheit für Leib und Leben und



Vor dem Zeughaus im Oberen Tor: Interessierte Mitglieder des GHV mit Bernhard Scherer (oben links).



Durch die Ringanlagen führte die Besichtigungstour mit Bernhard Scherer an der Stadtmauer entlang zum Oberen Tor.

Wahrung des bescheidenen Besitzstandes bedeuteten. Er beschrieb den Bau und die Funktion der Mauern und Tore, zeigte Aufgaben und Pflichten der wehrfähigen Bürger auf, gab anschaulich Einblick in die Rollen, die Zünfte, Bürgerwehr, Schützengesellschaften und Magistrat in Kriegzeiten spielten.

Gleich hinter dem Riettor in den Ringanlagen, wo sich früher der Graben der Stadtbefestigung befand, erinnerte er an die große Schlacht, die sich 2004 zum 300. Mal jährte: Die Belagerung durch die Truppen des französischen Marschalls Tallard. Hier zeigte sich auch, dass die massiven Wehrmauern dem Bombardement der Angreifer nicht Stand gehalten hatten und es den Franzosen gelang, eine Bresche in die Stadtmauer zu schießen. Hier wurde aber auch die Verteidigungsbereitschaft der gesamten Bürgerschaft, ihr Vertrauen auf Gottes Schutz und Hilfe sowie auf Maria als Schutzpatronin der Stadt deutlich dokumentiert.

An verschiedenen Stationen, wie am Romäusturm, am Glockenhäusle, am Pulvertürmle und Kaiserturm rief er bedeutende Ereignisse der Historie wach und erklärte die besonderen Funktionen der einzelnen Abschnitte der Wehranlagen. Mit Anekdoten, amüsanten Begebenheiten und Vergleichen zur heutigen Zeit wußte Scherer seine fachkundigen Kommentare zu würzen.

Mit Wehmut wurde der 1840 erfolgte Abbruch eines rund 300 Meter langen Teilstücks der Mauer diskutiert. Vor allem dem Niederen Tor, dessen Steine für den Bau des Amtsgesichtes und

Gefängnisses verwendet wurden, trauern die Villingen heute noch nach. Dass die Bürger damals ein Stück Stadtmauer als billiges Baumaterial ersteigern konnten, spricht nicht gerade für sie und ihren Willen, das historische Gesicht ihrer Heimatstadt zu erhalten.

Aber Bernhard Scherer konnte auch positive Bürgeraktionen aufzählen. So die in den 90er Jahren durchgeführte Renovation des Kaiserturmes und der gelungene Innenausbau. Diese Maßnahmen machten sichtbar, dass auch heute noch Bürger und Handwerker zu persönlichem Engagement bereit sind um etwas für die Erhaltung der alten Bausubstanz zu tun.

Der eineinhalbstündige Spaziergang, der am Oberen Tor endete, wurde zu einer kurzweiligen und interessanten Tour rund ums Städtle, bei dem die Teilnehmer manches Neue erfuhren oder vergessenes Wissen auffrischen konnten.

Das besondere an dieser Stadtführung war aber der Besuch des Zeughauses, das selbst einige der waschechten Villingen noch nicht von innen gesehen hatten und über dessen Bedeutung und Geschichte, wie auch Paul Revellio bedauert hatte, nicht besonders viel bekannt ist. Bernhard Scherer hatte sich viel Mühe gemacht um aus der vorhandenen Literatur Aufzeichnungen über die einstige Waffenkammer der alten Zähringerstadt aufzustöbern. Vielleicht kam dem ehemaligen Kriminalbeamten dabei sein beruflicher Spürsinn zugute.

Er spannte einen geschichtlichen Bogen von 1452, als die Kirnegger Sammlung, ein völlig verarmtes Frauenkloster, das an der Westseite des Oberen Tores angebaut war, damals der Vetersammlung einverleibt wurde, bis in unsere Tage und zeigte dabei die vielen Stationen auf, die dieses Areal in der Stadtgeschichte gespielt hat.

Bei seinen Recherchen war er unter anderem auf einen Zeugmeister gestoßen, der um 1573 im Eidbuch der Stadt Villingen vermerkt ist und dessen Aufgabe es war, Waffen und alles Kriegsgerät, das im Zeughaus lagerte, zu bewachen und in Ordnung zu halten. Wie gut die Waffenkammer bestückt war, hat Abt Gaisser 1633 in seinen Tagebüchern aufgezeichnet. Von 25 großen fahrbaren Geschützen, drei Falkonetten (Kanonen die

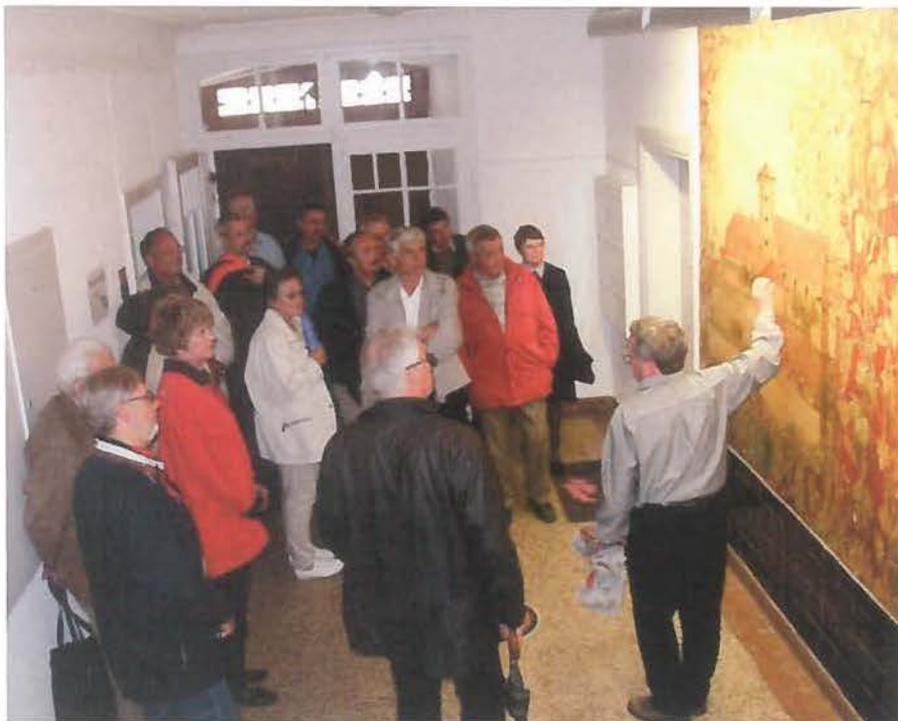
Zweipfünder-Kugeln aus Eisen und Blei verschossen), zwei Schlangen und drei der gefürchteten Hagelgeschütze, die wie Stalinorgeln bis zu 100 Kugeln gleichzeitig verschießen konnten, ist da unter anderem die Rede.

Mit Trauer und Wut im Bauch mussten die Bürger mit ansehen, wie 1745, als die Stadt freiwillig den Franzosen übergeben wurde, 39 Geschütze, zehn Doppelhaken (schwere Gewehre), sieben Böller, 528 Musketen und 64

Flinten sowie anderes wertvolles Kriegsmaterial auf Nimmerwiedersehen über den Rhein geschafft wurde. Alle Bemühungen der Stadtväter, die erbeuteten Stücke später wieder zu bekommen, blieben erfolglos, weil die Bronzerohre längst mehrfach umgegossen worden waren.

Scherer kannte sich aber auch in der neuen Geschichte des Zeughauses, das immer als ganzes mit dem Komplex „Oberes Tor“ gesehen werden muss, aus. Er hatte unter anderem aus alten Unterlagen recherchiert, dass 1884 in der Oberen Straße 118 Rudolf Kienzler eine Weinhandlung betrieb. Er hatte auch eine Zeitungsanzeige ausgegraben, in der ein Delikatessengeschäft Kienzler jun. dort „Ächt englische Salami, konservierte Gemüse und Früchte“ offerierte.

1979 erfolgte dann der Umbau des Zeughauses, das zunächst als Lagerraum für die Weinhandlung Kienzler diente. Auch die Feuerwehr nutzte einige Jahre das Zeughaus, um hier ausrangierte Geräte zu lagern. Die Narrozunft hatte ebenfalls dort Wagen und Gerätschaften untergebracht, die an der Fasnet wieder hervorgeholt und genutzt wurden. Seit



Ein Wandbild mit einer besonderen Darstellung der alten Stadtmauer erklärte Beiratsmitglied Adolf Schleicher im sogenannten Rot'schen Anwesen neben dem Oberen Tor.

1980 sind die Stadt- und Bürgerwehrmusik und der Männerchor 1887 hier zu Hause und nutzen die Räumlichkeiten als Vereins- und Probelokal. An der Fasnet öffnen beide Vereine dort ihre Türen und laden zum gemütlichen närrischen Hock bei gastlicher Bewirtung ein.

Eine interessante Beobachtung konnte man am Rande dieses „besonderen Rundgangs“ machen. In der Reihe der Stadtführerinnen und Stadtführer ist der Geschichts- und Heimatverein gut vertreten. Und so ist es nur verständlich, dass bei dieser Veranstaltung zahlreiche Mitglieder dabei waren, die sonst selbst bemüht sind, anderen Menschen etwas vom Leben und der Historie dieser Stadt zu vermitteln. So kam es zu sehr interessanten Dialogen und Erklärungen. Dabei zeigte sich, dass – wenigstens im Kreis der GHV-Mitglieder – eine gute Kollegialität im Stadtführerteam herrscht. Man begegnete sich nicht mit einer besserwisserischen „Herr-Lehrer-ich-weiß-was-Mentalität“ sondern partnerschaftlich und freundlich. Dabei wurde manche offene Frage geklärt und manche Wissenslücke geschlossen.

Stumme blau-weiße Stadtführer erzählen ein Stück Geschichte

Redaktion

Informationstafeln an historischen Gebäuden in Villingen haben sich bewährt

Die Villingener Altstadt hat – trotz mancher bedauerlicher Bausünden – ihr historisches Aussehen im wesentlichen bewahrt. Das bestätigen auch die zahlreichen Besucher, die sie alljährlich unter die Lupe nehmen. Die Stadtführerinnen und Stadtführer, die sich in großer Zahl um die Gäste bemühen, „verkaufen ihre Stadt“ und deren Geschichte mit großem Engagement. Dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung geschichtsbewusster Bürger und auch des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Dieser hat sich vor zehn Jahren Gedanken gemacht, wie Besuchern der Stadt, die sich für die Historie interessieren und nicht nur die Fassaden der Häuser bewundern wollen, ein Stück Stadtgeschichte vermittelt werden kann. Der Arbeitskreis Innenstadt des GHV hatte eine gute Idee, die inzwischen verwirklicht wurde. Blaue Tafeln mit weißer Schrift an wichtigen historischen Gebäuden erzählen kurz und knapp was sich hinter den Mauern dieses Hauses verbirgt. Es sind kleine stumme Stadtführer, die nicht nur den Fremden

ein Stück Stadtgeschichte vermitteln, sondern auch bei den Einheimischen Heimatkunde etwas auffrischen. Sie sind akzeptiert und haben sich gut bewährt.

Unser ehemaliger Vorsitzender und heutiges Beiratsmitglied Hubert Waldkircher erinnert sich noch gut an Planung und Durchführung des GHV-Projektes „Beschilderung historischer Gebäude“:

In dieser Ausgabe beginnen wir mit der Veröffentlichung der „stummen Stadtführer“. Wir werden diese Dokumentation in den Folgeheften fortsetzen.

Beschilderung historischer Gebäude

Der Arbeitskreis Innenstadt im Geschichts- und Heimatverein Villingen (AKI), beschäftigte sich seit 1994 mit der Idee der Erarbeitung eines „Historischen Leitsystems“ in Villingen.

Gedacht war an eine einheitliche Beschilderung der Straßen, Gebäude, Hinweisschilder usw. Ferner sollten alle Eingangsporten zur historischen



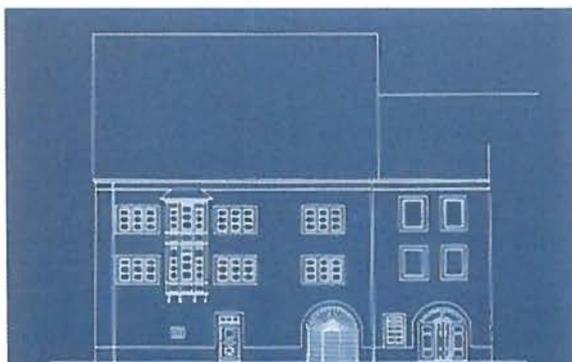
Altes Rathaus

Älteste Bauteile aus dem 13. Jh.

Aus drei ursprünglich wohl unabhängigen Bauten West-, Mittel- und Ostbau zusammengesetzt

1534/36 Umbau des Gesamtkomplexes
1587 Anbau des Treppenturms

1848 Ort der ersten Volksversammlung



Osianderhaus

1. Hälfte 17. Jh., Spätgotische Fassade, klassizistischer Erker
1749 Erneuerung
1849 Anbau

Ehem. Wohnhaus von Heinrich Osiander, (Bürgermeister 1893 bis 1903)



Altstadt entlang der Ringmauer (Tore, Zugangsstraßen und Gassen) mit einer Tafel des Planes der historischen Innenstadt ausgestattet werden. Es war vorgesehen, alle wichtigen und sehenswerten Objekte der Innenstadt nach einem einfachen Konzept in diesem Plan zu markieren und zu benennen, ebenso den jeweiligen Standort des Planes als Ausgangspunkt.

Diese Orientierungspläne sollten ferner an allen wichtigen historischen Stätten in Villingen aufgestellt werden. Der Besucher hätte dann die Möglichkeit gehabt, die ihn interessierenden Objekte ohne Führer auf dem kürzesten Weg zu finden.

Bestandteil dieses Projektplanes war auch, die Anbringung von Hinweistafeln an historischen Gebäuden mit der Information wichtiger Daten, die sich auf das Gebäude und seine Bedeutung beziehen.

Viele Versuche, die Bauverwaltung und -planung sowie Politiker unserer Stadt für die Verwirklichung dieser Idee zu interessieren, waren sehr mühsam.

Erst im Februar 1996, anlässlich der Vorstellung der Beiträge des AKI zum „1000-jährigen Jubiläum Villingen“ wurde diesem Projekt im Arbeitskreis Stadtmarketing erstmals von offizieller Seite Interesse geschenkt. Es folgten viele Projektgespräche mit der Bauverwaltung. Letztlich wurde

lediglich die Beschilderung der historischen Gebäude in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung umgesetzt. Das vom AKI erdachte Leitsystem wurde von der Verwaltung ohne dessen Beteiligung geplant und entschieden und für teures Geld sehr eingeschränkt realisiert. Das Ergebnis kennen wir, es ist mehr als bescheiden.

Nach langen Beratungen genehmigte am 15.10.1998 der Technische Ausschuss des Gemeinderates die historischen Hinweisschilder.

Der AKI hatte sich in anderen Städten mit historischen Gebäuden entsprechende Beschilderungen angesehen. Anhand der verschiedenen Muster fiel im Arbeitskreis die Entscheidung, neben einem Kurztext eine Zeichnung des Objekts zu setzen.

Die Umsetzung der Objektbeschilderung war schließlich, wie gesagt, eine Gemeinschaftsarbeit der Stadtverwaltung, vertreten durch Ute Schulze vom Stadtarchiv und Hansjörg Fehrenbach vom Hochbauamt sowie den Mitgliedern des AKI, Dieter Ehnes, Elmar Fuhrer (†), Paul Naegele (alle Freie Architekten), Hubert Waldkircher (Beiratsmitglied).

Es wurden die entsprechenden Objekte ausgesucht, Kurztexte formuliert und Feinzeichnungen der einzelnen Gebäude als Mustervorlagen für die Herstellung der Schilder gefertigt. Die Bauzeichnungen der einzelnen Objekte wurden von

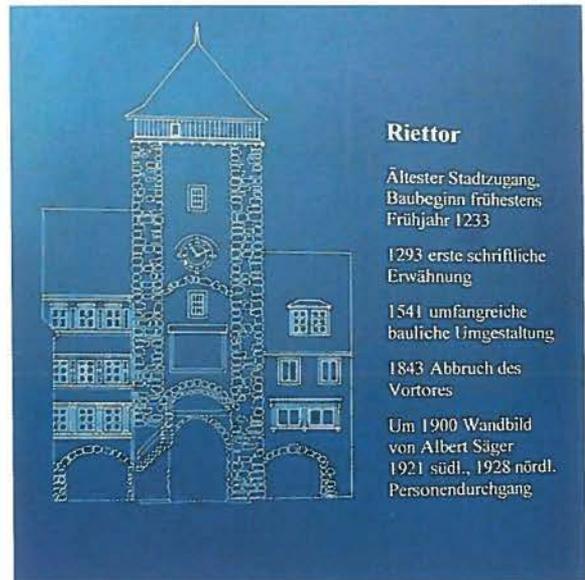
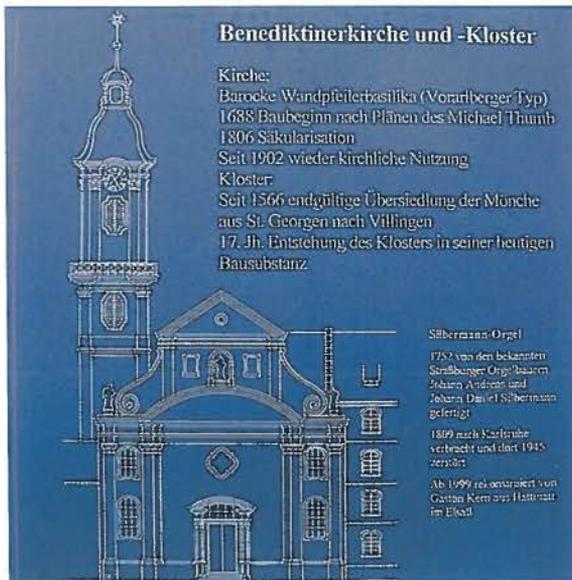
den Architekten Ehnes, Fuhrer (+) und Naegele für eine minimale Aufwandsentschädigung gefertigt. Für die Texte war Ute Schulze verantwortlich. Gleichzeitig, d.h. im Oktober 1998 erschien von ihr hierzu ein kleiner Stadtführer „Häuser und ihre Geschichte, Wegweiser zu historischen Stätten in Villingen-Schwenningen“.

Die Tafeln sind 35 x 35 cm groß, massiv aus Aluminium, lackiert und im Siebdruckverfahren beschriftet. Die Grundfläche ist saphirblau mit rotem Beistrich, die Schrift ist papyrus-weiß, alles Farben aus dem historischen Villingener Wappen.

Die Eigentümer der zur Anbringung von Schildern vorgesehenen Gebäude wurden von Anfang an in die Aktion eingebunden und umfangreich informiert. Sämtliche Änderungswünsche wurden berücksichtigt.

Schließlich wurden anlässlich der 1000-Jahr-Feier 1999 für 44 Gebäude in Villingen die entsprechenden Tafeln geschaffen, auch in Schwenningen sind im Jahr 2000 25 Gebäude beschildert worden. Die Bauzeichnungen für Schwenningen setzte der Architekt Walter Riebl um. Mit der Herstellung der Tafeln wurden ortsansässige Betriebe beauftragt.

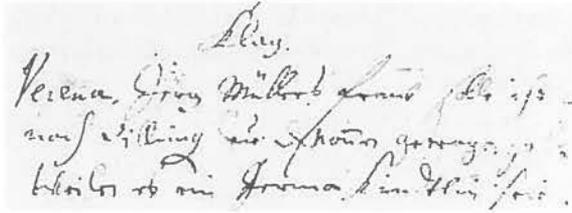
Die vom Technischen Ausschuss genehmigten 60.000 DM wurden nicht ausgeschöpft, die Gesamtmaßnahme kostete die Stadt Villingen-Schwenningen 45.000 DM. Welche Verwendung die eingesparten 15.000 DM gefunden haben, ist nicht bekannt.



Eine Schwenninger Mutter, ihr krankes Kind und die Nonnen zu Villingen

Michael Tocha

Im Protokoll des Schwenninger Kirchenkonvents findet sich unter dem Datum des 6. Januar 1670 die folgende Eintragung:



Handwritten Latin text from a church record, dated 1670, mentioning Verena Müller and her child.

Klag.

Verena Jerg Müllers fraw solle ihr kindt nach Villingen zue den nonnen getragen haben weilen es ein Je(r)ma[lichs] kindtlin seie.

Verantwortung

Gestehts, allein Viel weiber habens ihr gerathen, Undt habe sie sich ihres kindts erbarmet; Sie wolle es nimmer thun, Sie habe nit gewust, daß es so Viel auff sich habe.¹

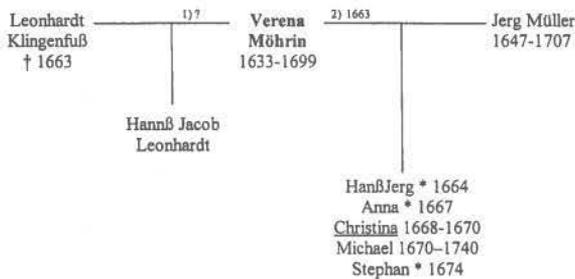
Was hier in knappen Worten festgehalten ist, muss man sich einmal in den Einzelheiten vorstellen: Da kann eine Mutter nicht mehr mit ansehen, wie ihr Kind kränkelt und dahinsiecht; an einem Wintertag nimmt sie es auf den Arm und trägt es den ganzen Weg nach Villingen; sie geht am Torwächter vorbei zum Bickentor hinein, klopft an der Klosterpforte, wird in die „Redstube“ eingelassen; eine Nonne kümmert sich um das Kind, verabreicht ihm ein Mittel aus der Klosterapotheke. Die Mutter bezahlt, wie sie kann, nimmt ihr Kind und trägt es wieder nach Hause, den ganzen Weg nach Schwenningen zurück. Wochen später dann wird sie wegen dieser Tat vor den Kirchenkonvent zitiert. Dort sieht sie sich genötigt zu beteuern, sie wolle es nicht wieder tun. Und da auch diesem

Gremium menschliche Gefühle nicht fremd sind, kommt sie ohne Ermahnung und Strafe davon.

Aus heutiger Sicht erscheint dieser Vorgang weitgehend unverständlich – warum sollte eine Mutter zur Rechenschaft gezogen werden, die Hilfe für ihr Kind sucht? Und doch hat sich die Begebenheit so, oder so ähnlich, vor über dreihundert Jahren ganz in unserer Nähe abgespielt. Sie ist keine romanhaft erfindene Geschichte, sondern wahr, eine Alltagsgeschichte und dennoch außergewöhnlich, und sie rührt uns an als Drama menschlicher Sorgen und Nöte. Deshalb soll sie Ausgangspunkt und Ordnungsrahmen dieser Untersuchung sein: Indem wir die Fragen und Themen abhandeln, die sie aufwirft, gewinnen wir aus individueller Perspektive einen umfassenden Einblick in das Leben in und das Verhältnis von Villingen und Schwenningen in der Frühen Neuzeit. Die erste Frage, die zu stellen ist, bezieht sich auf die Personen, die im Vorder- oder Hintergrund handeln: Was können wir über Verena Müller, ihren Mann und ihre Kinder erfahren? Von diesen Menschen her betrachten wir Familienverhältnisse, Krankheit und medizinische Versorgung, die Allgegenwart des Todes, das Verhältnis von Protestanten zu Katholiken und soziale Kontrolle und Disziplinierung im Namen von Konfession und neuzeitlichem Staat. Es geht um äußere Lebensbedingungen; es geht aber auch darum herauszufinden, wie die Menschen früher mit solchen Lebensverhältnissen umgegangen sind, was sie also in bestimmten Situationen gedacht, geglaubt und gefühlt haben, vor allem, nach welchen Überzeugungen und Grundsätzen sie, bewusst oder unbewusst, ihr Zusammenleben gestaltet haben, wie sie sich in Familie, Dorf und Nachbarschaft gegenseitig gestützt oder gegenseitig Grenzen gesetzt haben, und wie sie solche Grenzen gelegentlich auch überschritten haben, so wie die Hauptfigur unserer Geschichte.

Verena Müller und ihre Familie

Verenas Herkunft bleibt im Dunkeln, weil die Schwenninger Kirchenbücher im Dreißigjährigen Krieg, 1632 beim Einfall der Villinger, verbrannt sind und erst einige Jahre nach Kriegsende wieder einsetzen. Aber wesentliche Stationen und Ereignisse ihres Lebens lassen sich mit Hilfe der Tauf-, Ehe- und Sterberegister rekonstruieren. Sie wurde 1633 als Verena Mohr („Möhrin“) geboren. Ihr erster Ehemann war der gleichaltrige Schmied Leonhard Klingenuß. Sie hatten gemeinsam zwei Söhne. Leonhard verstarb im Alter von 30 Jahren und wurde am 12. Mai 1663 begraben. Am 15. November desselben Jahres heiratete Verena erneut, und zwar Jerg (Georg) Müller, der zu diesem Zeitpunkt 16 Jahre alt war. Sie hatten zusammen fünf Kinder. Die Ehe von Verena und Jerg Müller dauerte 36 Jahre; Verena starb 1699 im Alter von 66, Jerg 1707 im Alter von 60 Jahren.



Welche allgemeineren Einsichten lassen sich mit diesen individuellen Lebens- und Familiendaten verbinden?

Eine Frau, die mit dreißig Jahren heiratet, ist nach damaligen Maßstäben schon ziemlich alt; der Mann mit 16 noch ziemlich jung. Üblich war sowohl bei Frauen als auch Männern ein Heiratsalter zwischen 20 und 24. Männer, die unter 20, und Frauen, die über 30 heirateten, sind eher selten. Beim Tod eines Partners vergingen im Durchschnitt 1,5 Jahre, bis der andere wieder heiratete; bei Witwen dauerte es im Schnitt sogar 1,5 bis 3 Jahre bis zur Wiederverheiratung. Bemerkenswert ist, dass die staatliche Obrigkeit in diesen Bereich, wie in so viele andere, mit Regelungen eingegriffen hatte: Im

württembergischen General-Rescript von 1627 war mindestens ein halbes Jahr Wartezeit bis zu einer erneuten Eheschließung vorgeschrieben.²

Verena schließt ihre zweite Ehe nur ein halbes Jahr und drei Tage nach dem Tod des ersten Mannes, d.h. unmittelbar nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen Mindestwarte- und Trauerzeit.

Alles deutet auf eine Notlage ohne Alternativen hin: Als Leonhard Klingenuß starb, muss Verena vor der Frage gestanden haben, wie es mit der Schmiede und mit ihr selber weitergehen sollte. Lange auf den Richtigen warten konnte sie da nicht; sie musste nüchtern die Möglichkeiten nutzen, die sich boten. Vermutlich lebte Jörg Müller als Lehrjunge oder Geselle in ihrem Haushalt. Lag es da nicht nahe, ihn zu heiraten, um mit ihm den Betrieb weiter zu führen?

Aber auch für ihn lag es nahe, seine verwitwete Meisterin zu heiraten. Er kam von auswärts, aus Auggen im Markgräflerland³, und es ging darum, seine Zukunft, seinen Lebensunterhalt und seine soziale Stellung im Dorf abzusichern. Er passt damit in eine Statistik, wonach bei Ehen zwischen ledigen Männern und verwitweten Frauen häufig einer der beiden Partner von auswärts stammte.⁴

Und diese Heirat hat sich für ihn ja auch gelohnt: Bei der Inventarisierung des Besitzes nach der Hochzeit hieß es noch, ihm sei „sein Patrimonium noch nicht Aigentlich bewust, noch der Zeit nichts zuegebracht, sondern Er erst ins Künfftig Erkhundigt.“⁵ Er war also, in einfachen Worten, ein armer Schlucker. Aber zehn Jahre später wird er als Erbe seiner Frau an Haus und Schmiede amtlich eingetragen; im Gegenzug verpflichtet er sich, seinen Stiefsohn Leonhard, dem ja durch diesen Akt das Erbe seines Vaters entzogen wird, „ein ehrlich handwerckh“ lernen zu lassen.⁶ Jerg hat damit die soziale Stellung erreicht, die ihm möglich ist, als „ehrenwerter“ Mitbürger von Schwenningen, wie es in den Quellen mehrfach heißt. Nach den Schicksalsschlägen der zurückliegenden Jahre hat sich die Familie, das „ganze Haus“ auf der Grundlage des vorhandenen Besitzes neu formiert und zwischen den Interessen aller Betroffenen einen vernünftigen Ausgleich gefunden.

Wir brauchen kaum darüber zu spekulieren, ob die

Ehe von Verena und Jörg Müller eine romantische Verbindung war. So war das in früheren Zeiten: Man heiratete selten aus Liebe oder auch nur aus Zuneigung; der Zweck von Ehe und Familie lag darin, das Leben gemeinsam zu meistern, indem man gemeinsam produzierte und wirtschaftete. Familie war eine Wirtschaftsgemeinschaft, Wirtschaft beruhte auf Familienwirtschaft, Bauernhöfe oder Handwerksbetriebe waren solche Familienwirtschaften.

Aber neben und jenseits dieser sozioökonomischen Zweckhaftigkeit von Ehe und Familie werden die Beteiligten doch auch von einer elementarerer menschlichen Seite erkennbar: Verena und Jörg Müller haben über 36 Jahre zusammen gelebt, sie hatten gemeinsam fünf Kinder, und es ist ihnen, wie fast allen Menschen bis weit ins 19. Jahrhundert, die Erfahrung der Allgegenwart des Todes, insbesondere auch des Todes von Kindern, nicht erspart geblieben. Denn für den 14. Februar 1670, sechs Wochen nach jener Verhandlung vor dem Kirchenkonvent, findet sich im Schwenninger Totenbuch die Eintragung „ist begraben worden Christina, Jerg Müllers undt Verena seiner Haußfraw Ehlich kindt seines Alters 1. Jahr Undt 9. Wochen.“ Sie ist das Kind, das nach Villingen getragen wurde – die Entschlossenheit der Mutter und die Fürsorge der Nonnen im Bickenkloster hatten es nicht retten können.

Kindersterblichkeit und Mutterliebe

Das kurze Leben der kleinen Christina eröffnet einen Blick auf eine Grundtatsache des Lebens in früherer Zeit, die uns heute ganz unvorstellbar und ungeheuerlich erscheint: Etwa zum Ende des 18. Jahrhunderts sind im Durchschnitt 25–30% der Kinder noch im Säuglingsalter gestorben. Die Zahlen schwanken je nach Jahr und Gegend, aber im statistischen Mittel gilt, dass jedes vierte bis dritte Kind das erste Jahr nicht überlebte. Danach geht dann die Kurve der Sterblichkeit deutlich zurück. Die Gründe der hohen Kindersterblichkeit sind mangelnde Hygiene, unzureichende Ernährung von Müttern wie Kindern, geringe medizinische Kenntnisse und entsprechend eine kaum vorhandene medizinische Versorgung.



Georges de La Tour, *Le nouveauné* [Das Neugeborene], 1642 (Rennes, Musée des Beaux-Arts)

Ursprünglich hatte der lothringische Maler dem Bild den Titel *L'enfant mort* [Das tote Kind] gegeben. Titel und Bildinhalt drücken die zweideutige Erfahrung aus, die tief im Bewusstsein der Menschen früher verankert war: Eines Tages, und vielleicht bald, wird jedes Neugeborene ein Toter sein. Die Nähe zum Tod beginnt mit der Stunde der Geburt; Geburt und Tod liegen nahe beieinander, Kind und Tod gehören zusammen.

Die Frage ist oft gestellt worden, wie die Menschen mit einer solchen Erfahrung umgegangen und fertig geworden sind. 1980 hat die französische Soziologin Elisabeth Badinter ein Buch geschrieben, das in der deutschen Übersetzung den Titel „Die Mutterliebe“ trägt. Sie beschreibt darin die Abwehr- und Schutzmechanismen, die die vor-moderne Gesellschaft gegenüber dem tausendfachen Tod von Kindern entwickelt hatte. Eine Mutter, so Badinter, habe ihre einzelnen Kinder nicht besonders intensiv geliebt. Gegenüber ihrem Verlust habe eine allgemeine Gleichgültigkeit vorgeherrscht; denn Kinder galten nicht als Reichtum, und es wurde ihnen keine eigenständige Persönlichkeit zugestanden. Der Tod eines kleinen Kindes sei als banaler Zwischenfall erfahren worden, der durch eine spätere Geburt habe wieder gut gemacht werden können. Als Beleg für die Gleichgültigkeit der Eltern führt Badinter unter anderem an, dass Eltern, die ihr Kind an eine Amme weggeben hatten, es oft nicht einmal für nötig hielten, zu dessen Beerdigung zu erscheinen. Wenn jemand doch über den Tod seines Kindes bekümmert war – was natürlich vorkam –, dann sei

das von der Umgebung als sonderbares Verhalten vermerkt worden. Badinter kommt zu dem Ergebnis, dass die Vorstellung von Mutterliebe relativiert werden müsse: Sie sei kein allgemeines Naturgesetz, sondern gesellschaftlich vermittelt, sozusagen eine Mode, die erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als Norm allgemein akzeptiert wurde.⁷

Die These von der allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber kranken und sterbenden Kindern bildet den Hintergrund, vor dem sich das Verhalten der Verena Müller aus Schweningen umso schärfer abhebt. Erst vor diesem Hintergrund lassen sich Bedeutung und Tragweite ihrer Handlung einordnen und einschätzen. Sie hat schon fünf Kinder und bekommt noch zwei weitere, daher hätte sie nach gängiger Auffassung die Krankheit dieses einen mit Gleichmut betrachten und seinem Schicksal in Ergebenheit entgegensehen können. Aber sie folgt eben nicht der These einer feministischen Soziologin des 20. Jahrhunderts, sondern kämpft um das Leben ihrer kranken Tochter; und sie erbringt dabei einen außergewöhnlichen Einsatz: Es ist auch eine beachtliche physische Leistung, das Kind nach Villingen und wieder zurück zu tragen; sie hat sich die Behandlung des Kindes etwas kosten lassen; und sie hat es auf sich genommen, vor den Kirchenkonvent zitiert zu werden und dort für ihre Handlungsweise gerade zu stehen. Auch der Umstand, dass viele andere Frauen an dieser Entscheidung mitwirkten, scheint von Bedeutung: Es ist eben hier nicht so, dass der, der sich um sein krankes Kind sorgt und grämt, dadurch zum Sonderling und Außenseiter wird; vielmehr verstehen und teilen viele andere den Kummer der Mutter und tragen ihre Folgerungen mit.

In diesem Zusammenhang fällt auf, das Jerg Müller, der Ehemann und Vater, in der ganzen Angelegenheit nicht in Erscheinung tritt. Er hätte Verena vor dem Kirchenkonvent durchaus Beistand leisten und sie verteidigen können, aber davon schweigt das Protokoll. Vielleicht fühlte er sich von alledem nicht betroffen – die Fürsorge für ein Kind galt als alleinige Sache der Frau. Deshalb – das können wir bloß vermuten – war er vielleicht

auch mit Verenas Vorhaben nicht einverstanden, sondern hielt solchen Aufwand für ein krankes Kind für unnützlich, und sie musste sich gegen ihn durchsetzen. Wenn das so war, dann zeigt sich hierin auch, dass sie in ihrer Ehe eine starke, ja die überlegene Position hatte: Sie war ja nicht nur deutlich älter als ihr Mann, sondern zu diesem Zeitpunkt auch noch die alleinige Besitzerin von Haus und Scheune. Daher konnte sie sich leisten, zu tun, was sie für nötig hielt; sie war, wenn der moderne Ausdruck erlaubt ist, auch eine de facto emanzipierte Frau, die gemeinsam mit anderen Frauen eine eigene Entscheidung treffen konnte und die Energie besaß, diese dann auch durchzuführen.

Medizinische Versorgung

Wohin konnten sich die Menschen im 17. Jahrhundert bei Krankheit wenden? Werfen wir einen Blick auf die medizinische Versorgung in der Frühen Neuzeit. Sie teilte sich eine Hierarchie von Heilberufen. An der Spitze standen die akademisch gebildeten Ärzte; sie hatten an einer Universität studiert und besaßen den medizinischen Doktorgrad. Die nächste Schicht stellt die handwerklich ausgerichtete Gruppe der Wundärzte, Bader und Barbieri. Sie waren weniger für Krankheiten im engeren Sinn, sondern vor allem für Verletzungen, Unfälle, Infektionen zuständig und besaßen einige praktische Erfahrung. Eine weitere und von den genannten beiden abgesonderte Gruppe bildeten die heilkundigen Frauen. Sie waren in erster Linie in der Krankenpflege und als Hebammen oder „Wehemütter“ tätig, und nutzten ihre Kenntnis von Kräutern zur Herstellung von Arzneien. Ihre Tätigkeit beruhte im 17. Jahrhundert noch weitgehend auf Erfahrung und Tradition. Zwar gab es seit der Frühzeit des Buchdrucks auch Bücher über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, aber da die Hebammen in vielen Fällen nicht lesen konnten, blieb die Wirkung dieser Bücher begrenzt. Seit dem 17. Jahrhundert versuchten die Obrigkeiten zunehmend, diese Frauenmedizin zu kontrollieren und zu regulieren.

In Villingen waren im 17. Jahrhundert alle diese Formen der Medizin – gelehrte, handwerkliche

und Frauenmedizin – vertreten. Für die akademischen Ärzte ist das Rechnungsbuch von St. Klara eine aufschlussreiche Quelle. Aus ihm geht hervor, dass man in den 60er und frühen 70er Jahren gelegentlich die Dienste von Ärzten aus Rottweil in Anspruch nahm, insbesondere des Doktors Johann Claudius Freyburger. Dieser wird 1675 und dann wieder 1677 und 1678 als „doctor allhie“ bezeichnet, was bedeuten könnte, dass sein Tätigkeitsbereich bis Villingen reichte. Ab 1677 wird dann ein Dr. Konrad Stenzel erwähnt; er ist 1684 als Stadtphysicus im Villingen Bürgerbuch verzeichnet.⁸ Die handwerkliche Heilkunde war ein festes Element im sozialen Gefüge der Stadt; davon zeugen zwei Zunftordnungen der „Scherer, Balbierer und Bader“ von 1597 und 1608, die ständig ergänzt wurden.⁹ Ebenso versteht es sich von selbst, dass auch in Villingen Geburtshilfe und Betreuung von Wöchnerinnen und Kindern in den Händen von „Wehmüttern“ und Hebammen lagen. Besonders erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang, dass auch die Klosterfrauen von St. Klara auf dem Gebiet der Heilkunde tätig wurden: Aus ihren Rechnungsbüchern geht hervor, dass sie die Heilmittel aus Kräutern herstellten, außerdem selbstgemachtes Backwerk verkauften und dadurch, wenn auch nur in bescheidenem Maße, ihre knappen Finanzen aufbesserten.¹⁰ Im Dorf Schwenningen waren die Verhältnisse im Prinzip ähnlich wie in der Stadt Villingen. Es gab einen handwerklichen Mediziner, der als „Brucharzt“ bezeichnet wird. Wie der Name sagt, behandelte er Knochenbrüche und äußere Verletzungen. Die zweite Säule des Gesundheitswesens im Dorf waren Hebamme und das „geschworene Weib“. Sie waren für den Bereich Geburtshilfe, Wöchnerinnen, Säuglingspflege zuständig. Beide wurden von den gebärfähigen Frauen im Dorf unter Aufsicht des Pfarrers und des Vogts gewählt. Das geschworene Weib musste nicht nur Geburtshilfe leisten, sondern auch schwören, dass sie die Hebamme beobachten werde, ob diese sich nicht bestechen lasse, keinen Unterschied zwischen reich und arm mache, dem Kind nichts antue und keine abergläubischen Bräuche dulde. Interessant ist in diesem Zusammenhang der folgende Fall: Bei einer

Wahl anno 1680 griffen die beiden Vorsitzenden ein und beanspruchten zehn Stimmen für sich, um eine andere Unterhebamme durchzusetzen, „weilen sie schreiben und lesen kann“.¹¹ Man kann darin den Versuch erkennen, einmal die Tätigkeit der Hebammen stärker zu kontrollieren, aber auch, sie an ein vorhandenes Bildungsniveau anzugleichen und dafür zu sorgen, dass die bloße Erfahrung durch neuere Kenntnisse aus Büchern, insbesondere den erwähnten Hebammenbüchern, ergänzt würde.

Man könnte den Eindruck gewinnen, dass Verena Müller durchaus verschiedene Möglichkeiten zur Verfügung standen, ihr krankes Kind behandeln zu lassen; doch das war nicht der Fall. Auch die medizinische Betreuung von Kindern wurde im allgemeinen allein als Sache der Frauen betrachtet und ihnen ganz überlassen. Bis ins 19. Jahrhundert haben Ärzte Kindern wenig Beachtung geschenkt, es häufig sogar abgelehnt, kranke Kinder zu empfangen.¹² Es hätte also wenig Sinn gehabt, beispielsweise den Doktor Freyburger in Rottweil zu konsultieren – abgesehen davon, dass sie wohl auch sein Honorar nicht hätte bezahlen können. Nachdem die Frauen in Schwenningen nicht weiter wussten, blieb nur die Möglichkeit, zu den Klarissen nach Villingen zu gehen. Verena Müller konnte die Geschlechtergrenze zwischen weiblicher und männlicher Gesundheitsfürsorge nicht überschreiten; sie blieb auf der Ebene der Frauenmedizin und nahm dabei einen Grenzübertritt ganz anderer Art in Kauf, den über die Trennungslinie



zwischen den Konfessionen. Und so hat sie sich an einem Wintertag Ende 1669 auf den Weg gemacht und in Villingen an der Klosterforte angeklopft.

Das Kloster St. Klara nach dem Dreißigjährigen Krieg

Warum haben die Frauen von Schwenningen Verena Müller auf die Nonnen in Villingen verwiesen? Vermutlich weil sie wussten, dass diese Arzneien selber herstellten und verkauften. Die Rechnungsbücher ermöglichen einen Blick in den klösterlichen Medizinschrank. Dort gab es „Lungenwasser“, „Brandwasser“ oder „gebranntes Wasser“, „krafft wasser“, Wermutsaft, Mandelmilch, allgemein „krefftige Sachen“, vielleicht auch Sauerampfersud. Diese Mittel waren sicherlich Kräuterextrakte. Leider lässt sich nur vermuten, welche Substanzen sie enthielten und welche Wirkung ihnen zugeschrieben wurde. Vom Sauerampfer nahm man an, dass er gegen Gelbsucht und Unterleibsschmerzen helfe und den Magen stärke. Beim „Lungenwasser“ könnte es sich um einen Aufguss des Lungenkrauts gehandelt haben, der als Hustenmittel verwendet wurde.

Neben den Arzneien verkauften die Schwestern auch Lebkuchen, „krepflin“, Kirschwasser, „eingemachte Sachen“ und Honig.¹³ Außerdem nahmen sie gelegentlich Kostgängerinnen bei sich auf. Sie müssen das alles tun, weil in ihrem „Gotteshaus große Armut und Abgang der Lebensmittel herrscht und alldort die Konventsschwestern in höchster Armut sich behelfen müssen“ – so die Formulierung in einem Brief von 1674.¹⁴ Nun ist Armut ein relativer Begriff. Die Schwestern standen wohl kaum am Rande des Existenzminimums. Richtig ist aber, dass die Aufgaben groß und die Einkünfte im Vergleich dazu gering waren. 1633, im Dreißigjährigen Krieg, war die Kirche zerstört worden und konnte erst 1655 wieder errichtet werden. Nach dem Krieg blieben viele Felder im Eigentum des Klosters lange unbebaut, daher flossen Zinsen und Zehnten nur spärlich, und das Kapitalvermögen war in der Kriegsnot zum Teil aufgebraucht worden. Es dauerte noch bis zur Jahrhundertwende, bis sich das Kloster wirtschaftlich einigermaßen erholt hatte und man daran

gehen konnte, das Hauptgebäude und später dann auch die Kirche umzubauen und zu erneuern.

Wie war der Konvent zusammengesetzt, als Verena Müller das Kloster aufsuchte? In der Turmknopfurkunde von 1655 sind 14 Klosterfrauen und 4 Laienschwestern verzeichnet. Um 1670 war die Zahl der Professschwwestern auf 18 angestiegen. Interessant ist, dass nur die wenigsten aus Villingen stammten; ihre Heimatorte waren München, Passau, Augsburg, Kempten, Feldkirch und sogar Solothurn in der Eidgenossenschaft und Hüningen im Elsass. Äbtissin war von 1665 bis 1673 Agnes Kaiser. Sie stammte aus München und war mit 17 in das Kloster eingetreten; zum Zeitpunkt ihrer Wahl war sie 60 Jahre alt. Zuvor war sie die Konventsschreiberin gewesen und hatte u.a. die erwähnte Turmknopfurkunde mit einer Klosterchronik geschrieben. Sie muss eine sehr humorvolle Dame gewesen sein. In der Turmurkunde bezeichnet sie sich als „des Konvents Generalschalksnärrin zu fröhlichen Zeiten, von der sie noch so manches berichten könnte, wenn sie es nicht selber wäre.“¹⁵ Schade, dass sie das nicht getan hat, sonst könnten wir uns heute manche Einzelheit des Klosterlebens im 17. Jahrhundert noch plastischer vorstellen.

Das geistliche Leben der Klostergemeinschaft ist in jenen Jahren noch weniger greifbar. Materielle Sorgen stehen im Vordergrund und finden eher ihren Niederschlag in den Quellen, während die religiöse Praxis als gesichert und selbstverständlich gelten kann und daher nicht eigens erwähnt zu werden braucht. Aber der Geist der spätmittelalterlichen Mystik, den die Gründerin Ursula Haider in das Bickenkloster gebracht hatte, und das Bekenntnis des Konvents zum alten Glauben 1528 wirkten als Tradition und Verpflichtung fort. So trug auch die Frömmigkeit der Klarissen dazu bei, dass Villingen im 17. Jahrhundert als „From Catholisch allzeit beständig Statt“ charakterisiert werden konnte.¹⁷

Der Kirchenkonvent

Dass Verena Müller in einem so betont katholischen Umfeld Hilfe suchte, musste im evangelischen Schwenningen auffallen. Vielleicht gab

jemand dem Kirchenkonvent einen Wink, was häufig vorkam, und so hatte sie sich wenig später vor diesem Gremium zu verantworten. Um was für eine Einrichtung handelte es sich dabei, wie war der Konvent zusammengesetzt, welche Aufgaben hatte er? Betrachten wir im letzten Kapitel die württembergischen Kirchenkonvente im allgemeinen und den von Schwenningen im besonderen. Die Kirchenkonvente waren örtliche Sitten- und Kirchenzuchtgerichte. Sie bestanden aus dem Pfarrer, der den Vorsitz führte, dem Schultheißen, also dem Dorfvorsteher, dem Diakon (Almosner, Heiligenpfleger) und Richtern aus der Gemeinde. Kirchenkonvente wurden in Württemberg gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs 1644 eingerichtet. Initiator war der Theologe und Reformier Johann Valentin Andreae, einer der Väter des schwäbischen Pietismus. Er war auf einer Reise nach Genf von der calvinistischen Kirchenzucht beeindruckt, die durch wöchentliche „Censur“ herbeigeführt wurde: „Dadurch werden Schwören und Fluchen, Würfeln und Kartenspiele, Zügellosigkeit, Leichtfertigkeit, Zank, Hass, List, Betrug Unterschlagung, Völlerei, Schwelgerei, Schelmerei, Trägheit, unmäßiger Zorn, Grobheit, noch mehr aber große Verbrechen verhütet. Diese Sittenreinheit zielt die christliche Religion außerordentlich, ist ihr angemessen und wesensgemäß.“¹⁸ Andreae und viele seiner Zeitgenossen empfanden den Dreißigjährigen Krieg als Strafgericht Gottes. Um das für die Zukunft von der ganzen Gemeinde abzuwenden, musste sie nach innen entsprechend Gottes Geboten leben. Ziel war also die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen, aber ebenso der Menschen untereinander. Im Mittelpunkt stand die Überlegung, die Gemeinde müsse würdig sein für die Feier des Abendmahls. Deshalb wurde streng darauf geachtet, dass in den Gottesdienstzeiten niemand arbeitete, und wer während des Gottesdiensts schwätzte oder lachte oder gar, wie in Urach, „Nusschalen von der Empore auf die Weiber warf“, kam vor den Kirchenkonvent. In Urach gab es sogar einen „Kirchendussler“, der Schläfer mit dem Stock antippte und an den Kirchenkonvent meldete. In Münsingen erhielt 1687 ein Ziegler eine Geldstrafe, weil er „das schöne Gesang ‚Erhalt uns Herr

bei deinem Wort‘ lästerlich beim Wein inventiert ‚Erhalt uns Herr bei deiner Wurst, ein guter Wein löscht auch den Durst‘“.¹⁹

Würdige Mitfeier des Gottesdienst bedeutet aber auch, das Schriftwort ernst zu nehmen, „Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, dass dein Bruder etwas wider dich habe, so [...] gehe zuvor hin und versöhne dich mit ihm“ (Mt 5, 23 f.). Daher haben sich die Kirchenkonvente intensiv um den sozialen Frieden im Dorf gekümmert und sich insbesondere mit Ehestreitigkeiten und Sexualverhalten befasst. Ein häufiger Fall war das „heimliche Zusammenschlupfen“ junger Leute vor der Heirat; und wenn dann ein Kind unterwegs war, sorgten die Konvente dafür, dass der Kindsvater das Eheversprechen, das er in solchen Fällen meist gegeben hatte, unverzüglich einlöste. Und sie haben sich bemüht, Ehen wieder zu kitten, die durch Brutalität oder Trunksucht zerrüttet waren. Häufig haben sie dabei die Partei der betroffenen Frauen ergriffen und ihnen im Rahmen der bestehenden Ordnung zu helfen versucht. Das erklärt, warum die Frauen in der Gemeinde eher mit dem Kirchenkonvent zusammenarbeiteten, während Männer oft kritisch abseits standen oder sich offen widersetzten.

Auch das Fluchen war ein häufiges Thema vor den Kirchenkonventen. Wenn jemand seinem Mitmenschen entgegen schleuderte, „Der Herrgott soll dich zu Sägmehl machen“, dann war das eine schlimme Gotteslästerung; sie zog Bestrafung aller durch Gott nach sich und musste unverzüglich gesühnt werden.

Der Schwenninger Kirchenkonvent befasste sich mit ähnlichen Fällen. Er hatte sich darüber hinaus aber noch mit einem Problembereich zu befassen, den es so in Urach oder Münsingen nicht gab: die Beziehungen zum katholischen Umland. Schwenningen war ja eine kleine württembergische, d.h. protestantische Enklave inmitten von katholischen Territorien – im Westen Vorderösterreich mit Villingen, im Norden und Osten die Reichsstadt Rottweil, im Süden die Johanniterkommende von Dürrheim und ein Streifen fürstbergischen Gebiets. Da wurde es oft nötig, die Reinheit der evangelischen Lehre und Lebens-



führung gegen verderbliche papistischen Einflüsse zu verteidigen. Solche Einwirkungen konnten sogar bedrohlich Ausmaße annehmen: So veranstalteten am Trinitatstag 1653 dreihundert Villingen, „junge und alte Männer und Weiber“, eine Prozession quer durch die Schwenninger Gemarkung und mitten durch das Dorf und sangen dabei Marienlieder. Um eine sehr fromme Veranstaltung dürfte es sich dabei kaum gehandelt haben. Sie erinnert an Vorgänge, die heute noch aus Nordirland berichtet werden. – Eine Bauerntochter wurde angezeigt, weil sie „mit einem Catholischen gesellen von Weilerspach in Ehesachen etwas zuethun habe.“ Ihre Eltern wurden vor den Kirchenkonvent geladen und versprachen, „solches zu verhindern; das mädglin ist aber nicht von der Handt zu bringen.“ – Hart wurden junge Leute gemaßregelt, wenn sie in einem katholischen Ort zum Tanzen gingen. „Weilen 16 Mägdlin und 6 junge Gesellen nach Thierheimb auf die Kirbgegang“, zahlte jedes 15 Kreuzer.²⁰ – Ein unlösbares Problem war für den Kirchenkonvent die Villingen Fasnacht. „Junge Leute utriusque sexus (beiderlei Geschlechts) gehen in der Fastenzeit nach Villingen und laufen da mit denen Catholiquen verkappt und in Narrenkleidern herum“²¹, beanstandet ein Bericht. In Geschäftsangelegenheiten durfte man durchaus nach Villingen gehen – aber drei Mädchen waren danach noch „denen Fastnachtsnarren nach auff die Tantzlaube geloffen“²² und wurden dafür vom Kirchenkonvent empfindlich bestraft.

Dies ist der Zusammenhang, in dem man auch die Vorladung Verena Müllers vor den Kirchenkonvent

verstehen muss. Wäre sie nach Tuttlingen gegangen (6x so weit wie Villingen), hätte das weiter kein Aufsehen erregt. Auch zu Dr. Freyburger ins katholische Rottweil hätte sie – theoretisch – gehen können. Dass sie sich aber an die Klosterfrauen in Villingen wandte, verstieß gegen die Regeln konfessioneller Abgrenzung und erregte den Argwohn der Sitten- und Glaubenswächter von Schwenningen. Immerhin waren sie menschlich genug zu verstehen, warum sie das getan hatte, und so musste sie, die 37-jährige Witwe, Ehefrau und Mutter von fünf Kindern nur wie ein Schulmädchen versprechen, sie wolle es nicht wieder tun.

Bilanz: Die unsichtbare Grenze

Verena Müller, die ihr Kind von Schwenningen nach Villingen trug, wurde vergessen; sie hatte keine Chance, im Gedächtnis der Menschen eine Spur zu hinterlassen. Aber weil ihr Fall wie alles, was vor dem Kirchenkonvent verhandelt wurde, aufgezeichnet wurde, gibt es für die Nachwelt einen



Ansatzpunkt, sie erinnernd wachzurufen. Wäre sie damit einverstanden gewesen, dass wir ihr Dasein und ihre soziale Situation von jenem kurzen und dramatischen Moment ihres Lebens her aufgerollt haben? Was nützt es uns, dass wir sie nun kennen? Indem wir sie aus dem Vergessen heraufgeholt haben, konnten wir einige grundsätzliche Einsichten über Heiratsmuster und Familienleben, Sorge für kranke Kinder und medizinische Versorgung in vormoderner Zeit gewinnen. Wir konnten sehen, wie alltäglich auch der frühe Tod war und wie Menschen dafür gesorgt haben, dass das Leben nach Schicksalsschlägen weitergeht. Aber das sind Lebensbedingungen und Einstellungen, die man an jedem Ort zeigen kann. Dass sich aber eine Mutter vor einem Gericht verantworten muss, weil sie Hilfe für ihr krankes Kind gesucht hat, verweist auf eine Besonderheit im Verhältnis zwischen Villingen und Schwenningen. Beide Orte, so nah sie auch beieinander liegen, gehörten nämlich in der Frühen Neuzeit gewissermaßen verschiedenen Welten an. Glaubensspaltung und konfessionelles Zeitalter hatten nicht nur Auffassungsunterschiede in dogmatischen Fragen, sondern unterschiedliche Kulturen hervorgebracht – Festbräuche, Bildungswelten, Lebenseinstellungen. Kirche und Obrigkeit sorgten daran, dass die konfessionellen Muster sich entwickelten und verfestigten, wofür der Kirchenkonvent unser Beispiel war. So haben sich die Menschen hüben wie drüben in jeweils ihrer Konfession eingerichtet und von einander abgegrenzt. Sie haben zwar Geschäfte miteinander gemacht, aber geglaubt und gebetet, geheiratet und gelebt haben sie nur innerhalb ihrer eigenen konfessionellen Welt. Auch bei uns, irgendwo bei den Bertholdshöfen verlief also eine Mentalitätsgrenze, unsichtbar, aber nachhaltig – es hatte damit „Viel auff sich“, um noch einmal die Formulierung des Protokolls aufzugreifen. Sie war im 17. Jahrhundert am deutlichsten ausgeprägt; daher fiel auf, wer sie eigenmächtig überschritt, und sei es auch aus spontaner Menschlichkeit. Insofern ist der „Fall“ Verena Müller typisch für die Zeit.

Die Konfessionsgrenze hat die Gemüter in Villingen und Schwenningen stärker geprägt als der

Unterschied von Stadt und Land oder die bloße Zugehörigkeit zu Vorderösterreich oder Baden und Württemberg. Erst im 18. und 19. Jahrhundert, durch Aufklärung und Industrialisierung, ist sie allmählich überwunden worden. Seither haben Konfession und Religion viel von ihrer prägenden Kraft verloren. In einer säkularisierten Form aber ist die alte Trennlinie da und dort bisweilen noch spürbar.

Anmerkungen:

Überarbeitete Fassung eines Vortrags vor dem Geschichts- und Heimatverein am 28. November 2002

- ¹ Mikrofilm Kirchenbuch Nr. 1, 1658–1707, Heimatmuseum Schwenningen, Original im Pfarrarchiv. Vgl. auch Otto Benzing: Schwenningen am Neckar. Geschichte eines Grenzdorfes auf der Baar. Villingen-Schwenningen 1985, S. 220
- ² Andreas Maisch: Nottdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Band 37), Stuttgart 1992, S. 244
- ³ Vgl. Manfred Reinartz (Hrsg.): Häuser – Höfe – Hofstätten in Schwenningen vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Villingen-Schwenningen 1980, S. 241 f.
- ⁴ Maisch: Nottdürftiger Unterhalt, S. 219 ff.
- ⁵ Reinartz: Häuser, S. 242
- ⁶ Manfred Reinartz (Hrsg.): Schwenninger Fleckenbuch 1653 bis 1699, Villingen-Schwenningen 1984, S. 156 f.
- ⁷ Elisabeth Badinter: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München, 3. Aufl. 1987, S. 112
- ⁸ Vgl. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (Hrsg.): Die Bürgerbücher der Stadt Villingen, Villingen-Schwenningen 2001, Nr. 4214, 4607
- ⁹ Hans-Josef Wollasch (Hrsg.): Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Bd. II: Akten und Bücher, Villingen 1970, Nr. 2090, 3229
- ¹⁰ Vgl. Edith Boewe-Koob: Das Kloster St. Clara am Bickentor zu Villingen, in: Villingen-Schwenningen. Geschichte und Kultur, Villingen-Schwenningen 1998, S. 187 f.
- ¹¹ Benzing: Schwenningen, S. 221
- ¹² Badinter: Mutterliebe, S. 57 f.
- ¹³ Vgl. Edith Boewe-Koob: Das Gorteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782, Typoskript, o.O., o.J., S. 10
- ¹⁴ Zit. n. ebd., S. 9
- ¹⁵ Zit. n. ebd., S. 3
- ¹⁶ Vgl. Wolfgang Müller: Die Villingen Frauenklöster des Mittelalters und der Neuzeit, in: 200 Jahre St. Ursula Villingen, 1982, S. 24
- ¹⁷ So schon im Untertitel der Schrift von J. L. Ungeleht: Villinganae Probitatis [...] probatio, Konstanz 1634. Vgl. auch Michael Hütt: „Wie ein beschlossener Garten“. Villingen Stadtansichten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Villingen-Schwenningen. Geschichte und Kultur, Villingen-Schwenningen 1998, S. 246 ff.
- ¹⁸ Helga Schnabel-Schüle: Calvinistische Kirchenzucht in Württemberg? Zur Theorie und Praxis der württembergischen Kirchenkonvente, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 49 (1990), S. 170
- ¹⁹ Ebd. S. 211

²⁰ Benzing: Schwenningen, S. 220

²¹ Ebd., S. 246 f.

²² Ebd., S. 250

Der Verfasser dankt Frau Renate Krüger, Schwenningen, und Frau Dr. Edith Boewe-Koob, Unterkirnach, für wertvolle Hinweise und Hilfe bei der Erschließung von Originalquellen.

Bildnachweise:

Hans-Günther Ziegler, Karl Rudolf Schäfer: Hans Georg Müller-Hansen. Ein Maler des Vertrauten. Villingen-Schwenningen 1990, S. 72, 121

Pascal Quignard: La nuit et le silence. Georges de La Tour, Charenton 1995, S. 50

Putzger Historischer Weltatlas, 96. Auflage, Berlin 1974, Beilage zur Geschichte Baden-Württembergs, Karte 3



Werden Sie Mitglied
im
Geschichts- und
Heimatverein Villingen e.V.



Sie unterstützen damit unsere Arbeit, die Geschichte und Traditionen unserer Stadt zu bewahren und immer wieder neu zu beleben.

Unsere Mitglieder erhalten das Jahresheft „Villingen im Wandel der Zeit“ als Treueprämie gratis ins Haus gebracht.

Auskunft und Anmeldung in der Geschäftsstelle in der Schillerstraße 7 in Villingen
(Telefon 0 7721 / 5 27 12, Telefax 0 7721 / 50 27 12)
oder bei einem der Vorstands- oder Beiratsmitglieder (siehe Impressum Seite 3).

Die Stadt VILINGEN in den Werken von Pfarrer Heinrich Hansjakob

Gefunden von
Hansjörg Kindler-Trixini



Lange Jahre standen sie unbeachtet, von einer Tante geerbt, in meinem Bücherregal, Pfarrer Heinrich Hansjakobs „Ausgewählte Erzählungen“, eine Volksausgabe in fünf Bänden. In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen sie im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart, „eleg. gebunden“, alle zusammen für M 12.–.

Aber vor einiger Zeit griff ich plötzlich nach ihnen und ließ mich von dem von vielen längst vergessenen Volksschriftsteller aus dem Kinzigtal hinein führen in die Geschichte des Schwarzwalds und seiner originellen Menschen: der Buren und Burger, der Handwerker und ihrer Zünfte, der Holzfäller, Bergknappen und Flößer, der Förster und Wildschützen, der Mönche und Nonnen, aber auch der „Herren“, der Württemberger und Fürstenberger, der Badener, Österreicher und Preussen und des Kaisers Napoleon.

Mit allen Ansichten des ehemaligen Pfarrers von St. Martin in Freiburg mit seinem großen Hut

kann man wohl nicht mehr einverstanden sein, obwohl er ein Demokrat durch und durch war, aber seine Gedanken über „Wibervölker“, über die „moderne Zeit“ und gar über die Juden u.a.m. ärgern uns. Doch vieles kann er uns heute noch sagen über Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden, und er erzählt wirklich unterhaltsam, humorvoll und fesselnd. Denn er war ein Schwarzwälder von echtem Schrot und Korn, der den Leuten aufs Maul und ins Herz schaute und zeitlebens kein Blatt vor den Mund nahm, auch nicht vor der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit. Was uns hier aber beschäftigen soll und hoffentlich erfreuen wird, ist die Erwähnung unserer Heimatstadt in seinen Büchern. Ich will diese Texte der Vergessenheit entreissen, sie „beschreien“, wie Hansjakob sagt. Sicher gibt es noch mehr als das, was ich gefunden habe, aber diese Auswahl soll einfach Appetit machen.

Bei Hansjakob sprechen auch die Dinge und Tiere: eine hölzerne Backmulde, die zur Madonna umgeschnitzt wurde, eine Hausiererkiste, ein bemooster Stein, eine Tanne, ein alter Birkenreisigbesen und ein Milchkarrengaul.

Aber dann kam ich zum dritten Band, (ich hatte mit dem fünften angefangen). „Der steinerne Mann von Hasle“. Da schämte ich mich. Denn in diesem Buch wird die Geschichte Villingens beschrieben und seiner wechselnden Herren. Warum habe ich das nicht früher entdeckt? Jetzt habe ich es verschlungen. Es scheint aber noch andere in der Zähringerstadt Geborene zu geben, die es nicht kennen. Denen sage ich, dass es noch im Buchhandel zu haben ist, und auch die Stadtbücherei kann ein Dutzend Titel des „Schriftstellers aus der Freiburger Karthaus“ verleihen. Holen Sie sich den steinernen Mann“, und sie werden ein paar amüsante und spannende Stunden erleben.

Waldleute „Der Fürst vom Teufelstein“

Das Kloster Wittichen

„Die Töchter der heiligen Lütgard – denen noch Kaiser Max einen Schutzbrief verlieh, dass die Ritter der Umgegend auf der Jagd sie nicht mit Hunden und ihrem Gefolge belästigen und stören durften – beteten fast ein halbes Jahrtausend in der Einöde am Wüstenbach, bis der Klostersturm zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die fromme Klause aufhob und die fürstenbergische Landesregierung die Wälder und Güter, von denen die Nonnen gelebt, einzog.

Aus dem Beichtiger, den alle Jahrhunderte hindurch das St. Georgenkloster zu Villingen gestellt hatte, wurde ein Pfarrer, und neben diesem wohnte im ehemaligen Klostergebäude ein fürstlicher Revierförster, der Vater des Fürsten vom Teufelstein.“

Waldleute „Theodor, der Seifensieder“

Badische Revolution 1848/49; im Freiburger „Preussischen Gefängnis“

„In der Freiburger Zeitung, welche täglich zu den Gefangenen kam, waren Todesurteil und Vollstreckung jeweils publiziert, und die Leute konnten sich die Lehre merken: ‚So geht’s, wenn man Revolution macht und unterliegt.‘“

Hätte die Revolution gesiegt, wären die jetzt Erschossenen als Helden gefeiert worden, so aber ruhen sie ehrlos im Grab in einer Welt, auf der allezeit Gewalt Recht und der Erfolg König war.

Ein eigenartiger Gefangener kam am 25. August zu unseren Kinzigtälern, ein ‚junger Freischärler‘, kaum 3½ Fuß hoch und kaum 15 Jahre alt.

Er war aus Villingen und mit einer Kompanie ‚des Aufgebots‘ als Tambour ausgerückt. Zu allen Treffen hatte er, kühn voran, die Trommel geschlagen in passenden Momenten auch selbst gefeuert mit einem Karabiner, den er über dem Rücken trug.

Als die republikanische Infanterie sich nicht tapfer genug hielt, ging er zur Artillerie, wo nur gediente Soldaten stunden und wo er mehr Tapferkeit sah, und trommelte diesen zum Feuern.

Bei der Retirade war er in die Schweiz entkommen, von wo er mit Sack und Pack, mit Trommel und

Karabiner über der Schulter wieder über die Grenze ging, um heimzukehren.

In Lörrach wurde er verhaftet und nach Freiburg gebracht, wo Gefangene waren, die dem Knaben bezeugten, dass er im größten Feuer tapfer ausgehalten habe.

Am Tage nach seiner Ankunft war Parade. Auf dieser ließen sich die preussischen Offiziere den jungen Helden in voller Ausrüstung vorführen. Mutig und unerschrocken gebärdete er sich dabei, so dass die Offiziere unter sich für ihn Geld sammelten, und es hieß, er solle nach Preussen in eine Erziehungsanstalt gebracht werden.

Daraus wurde aber nichts. Ich erkundigte mich nach dem ferneren Schicksal des tapferen Knaben, von welchem Theodor, der Seifensieder, nichts weiter wusste.

Wie schnell die Menschen und selbst die Helden im kleinen vergessen werden, zeigt der kleine Freischärler. Fast niemand in Villingen wollte mehr was von dem Knaben wissen, und nur ein einziger, ganz alter Mann, kannte ihn noch. Dessen Angaben nach war der Tambour der Sohn eines armen Tagelöhners und hieß Jakob Schwämmle. Sein Vater soll ein origineller Mann gewesen sein, der gern große, gewählte Sprüche machte, die dann sein Sohn Jaköble in Taten umsetzte. Nach der Revolution und nach kurzer Gefangenschaft kam der junge Schwämmle heim, wollte aber zu keiner ernstesten Arbeit mehr taugen. Die Gemeinde gab ihm darum das Reisegeld nach Amerika, wo er längst gestorben sein soll.

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin

„Selbst Prinz Eugenius, der edle Ritter, brachte der Soldaten-Patronin zu Triberg (Maria zur Tanne) seine Huldigung dar. Dies geschah, als er im Juli 1704 von Rastatt heranzog, um den französischen General Tallard, der Villingen belagerte, zu vertreiben. Der Franzose hatte aber, als der Prinz kam, die Belagerung bereits aufgegeben, da die Bürger sich mannhaft gewehrt. Eugenius lobte bei seinem Eintritt in die Stadt die Tapferkeit der Villingen, und auf seine Frage, welche Gnade er ihnen beim Kaiser für ihr Wohlverhalten erbitten sollte, gaben die Ratsherren zur Antwort: ‚Wir wollen nichts als

Brot, Pulver und Blei!‘ Die Antwort macht den Villingern heute noch alle Ehre, und es ist sehr fraglich, ob unter ähnlichen Umständen in unseren Tagen ein Eugenius eine ebenso mannhaftige Antwort bekäme.“

Meine Madonna

„Zweimal neun Bürger von Haslach“ machen sich auf den Weg zum Fürsten von Fürstenberg, um eine Petition zu überreichen, sich über den Obervogt zu beschweren und eine drohende Strafaktion wegen einer „Revolte“ abzuwenden. In Schiltach, wo sie übernachteten, hören sie um Mitternacht einen Reiter vorbeisprengen. Sie erfahren, dass der Obervogt ihn geschickt hat, um ihnen in Donaueschingen zuvorzukommen, und sie hören, dass sie dort verhaftet werden sollen.

Und nun wieder original Hansjakob: „In der gleichen Nacht noch lässt der Wächter von Villingen die Bürger von Hasle in seine Stadt ein. Sie nehmen im ‚Wilden Mann‘ Herberge, und der Stubenwirt und der Schlosser Hermann suchen mit dem Färber Tobias Hansjakob einen ‚Studenten‘ auf, der ihnen das ‚Memorial‘ an den Fürsten aufsetzen soll. Im Besitz dieses Schriftstücks setzen sie ihren Weg fort, umkreisen vorsichtig Donaueschingen und landen in Geisingen, wo sie erfahren, dass der Fürst im benachbarten Kirchtal jage.“

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin

„Aber auch geistliche Herren kamen noch zu den armen Leuten in der Fledermausgasse. So der Kaplan Dufner, der Pater Hippolyt Dufner und der Pater Josef Schlotterbeck, die letzten zwei Ex-Franziskaner, der eine aus dem Kloster in Offenburg, der andere aus dem in Villingen.

Josef II. hat diese Konvente eben aufgehoben und mehrere Franziskaner lebten nun an der Wallfahrtskirche in Triberg als Beichtiger.

Im Löwen in Hasle waren die Geistlichen des Städtchens und der Umgegend jede Woche einmal zusammengelassen, und der Löwenwirt hatte sie umsonst bewirtet. Drum besuchten sie ihn auch noch, da er arm geworden war.“

„Die Aebte der Benediktiner-Stifte St. Blasien, St. Peter und St. Georgen–Villingen hatten schon

im 17. Jahrhundert in ihren Gebieten, meist einsamen Waldgegenden, wo das Holz wertlos war, Glashütten angelegt. Arme Leute vom Wald trugen diese Glaswaren mit Stroh umhüllt in ihren ‚Grätzen‘ ins nächstgelegene Land und zogen damit von Haus zu Haus. Sie hießen im Volk allgemein ‚Glasträger‘.“

Hansjakob singt das Lob des Obervogts Huber aus Triberg:

„Das war einer, ein Beamter von Gottes Gnaden!“ Er half den Armen, wo es nur ging, verbesserte mit guten Ideen das Leben der Bauern und war begabt auf vielen Gebieten.

„Zahllose Pfade hat er geegnet für Fuhrwerke und, ohne eine andere Unterstützung als die Hände der von ihm gewonnenen und begeisterten Bauern, zwei große neue Bergstraßen, eine nach Villingen und die andere nach Haslach, gebaut.“

Mit der Erziehung zweier „Tanten“ im Kloster St. Ursula ist der kleine Heinrich nicht ganz einverstanden:

„Mein Großvater hatte nur drei Kinder, lauter Maidle, die zwei jüngeren aber, nach dem er ein ‚Handelsherr‘ geworden war, im Kloster Villingen ‚ausbilden‘ lassen.

Worin diese Bildung mir gegenüber bestand, das zeigte sich in einer Art, die allein mich zum Gegner der sogenannten besseren Bildung hätte machen können.

Das erste, was die zwei Gänse mir, dem fünfjährigen Buben, anbefahlen, als sie in meiner Erkenntnis aufstiegen, war, dass ich sie ‚per Sie‘ und als ‚Tanten‘ anreden musste.

Das schöne alte Wort ‚Base‘ und die Anrede ‚Ihr‘ waren ihnen zu ordinär für ihre Bildung.

Auch meine Freundin, die Hausiererkiste, hatte sich über die zwei Pensionats-Grillen zu beklagen. Sie erzählt: ‚Kaum waren die Henrike und die Auguste das erstemal von Villingen in die Ferien gekommen und hatten mich immer noch in dem kleinen Magazin stehend, erblickt, als sie zur Mutter – der Vater war in seinem (Garten-) Häuschen – sagten: ‚Aber diese wüste, alte Kiste gehört jetzt einmal auf die Bühne.‘ Die Kiste erinnerte ja an die Zeit, da der Vater ein armer Hausierer war, und Hausierererstöchter wollten die

zwei Dämchen beileibe nimmer sein, sie schämten sich, wie so viele männliche und weibliche Schafe aller Zeiten, des ehemaligen Standes ihres Vaters.“ Woher stammt unsere Villingener Nationalhymne, das Bürgerlied. Die Wolfacher spielten am Fasnachtsdienstag mit Vorliebe den „Munderkinger Landsturm“, und alle „Völker“ aus dem oberen Kinzigtal zogen Wolfe zu, um sich an diesem Stück zu ergötzen.

Hansjakob: „Der nicht sehr empfehlenswerte Dialektdichter Wasmann hat bekanntlich einen Ausfall seiner Landsleute an der Donau, der Munderkinge im Jahre 1798 persifliert.

Der Sang hebt an:

Auf, auf, ihr Bürger, stauhd ins G'wehrl
D' Franzosa rucket ei,
Se breachtet scho wia's Teufels Heer
Bei isere Feldere rei.
Ihr Bürger, fasset Mut und List,
Sonst goht es hinterfür,
Verkloibet 's Toar mit Dreck und Mist,
Und teand da Riegel für!“

Das Heldengedicht schildert dann, wie sie auszogen, die wackeren Munderkinger, der Schultheiss voran mit einem geweihten Säbel, mit der Feuerspritz, gefüllt mit heissem Wasser, und mit Büchsen, gefüllt mit Erbsen.

Und es schliesst mit der Rede eines Burgers an sein Weib, das mit einer Lade voll Erbsen ihn begleitet, und der nach einem Fehlschuss also spricht:

„Komm Urschel, komm, mer meand jetzt hoi, Mei Schiasserei hoisst nix,

Du hollst zwoi nuie Flintastoi

Und au mei Doppelbüchs.

Des isch a Büchs, so geir's koi Büchs,

Schiar d' Erbselad goht nei,

Es fehlt ihr nu de Hah', sost nix,

No seand d' Franzose mei.“

Da müsste uns doch einiges bekannt vorkommen. Ein Studienfreund Hansjakobs, Pfarrer Gramlich,

der aber „Döderlein“ genannt wurde, starb aus Gram darüber, dass er gegen seinen Willen versetzt wurde. „Bei den Buren war er beliebt und seinem Leichanzug folgten ganze Völker von Kinzigtälern und Schapbachern.

Und um mich, der ich in der Konviktszeit gerne mit ihm verkehrte, hatte er später ein ganz besonderes Verdienst. Er lieferte mir, solange er auf dem hohen Schwarzwald, bei Villingen, Pfarrer war, die Preiselbeeren, jene würzige Waldfrucht, beliebt als ‚Beilage‘ zum Ochsenfleisch.“

Liebe Leserinnen und Leser des Jahresheftes, haben sie ein wenig Appetit bekommen? Nicht nur auf Ochsenfleisch mit Preiselbeeren, sondern auf eine längere Lektüre von Heinrich Hansjakob! Vor allem auch auf den „steinernen Mann von Hasle“! Vielleicht machen Sie selbst noch ein paar neue „Villingener Entdeckungen“.



Villingen im Schwarzwald, die tausendjährige Zähringerstadt.

Splitter zur Geschichte des Alten Rathauses

Redaktion

Beitrag von Schülerinnen und Schülern des Gymnasiums am Romäusring



Das Team der Schülerinnen und Schüler der Klasse 11 c mit ihrem Lehrer vor der Tür des Alten Rathauses in Villingen. Von links: Bernd Schenkel, Benedikt Scherr, Julia Wimmer, Hermann Schlenker, Claudia Westerdorf und Nicola Ziganki (auf dem Bild fehlt Julian Hirt).

Es ist immer wieder erstaunlich, wie Studienleiter Bernd Schenkel, Geschichtslehrer am Gymnasium am Romäusring, Schülerinnen und Schüler motivieren kann, ein Stück Geschichte ihrer Heimatstadt zu erkunden und zu dokumentieren. Im Jahr 2000 legte die Arbeitsgemeinschaft Geschichte eine Dokumentation über Villingens ältestes Gebäude mit dem Titel „Die Altstadt-kirche“ vor, die der Geschichts- und Heimatverein in seinem Jahreshaft würdigte. Im vergangenen Jahr beleuchtete eine Arbeitsgemeinschaft vom Romäusring-Gymnasium in anderer Besetzung das vielschichtige Thema von der Gründung des Südweststaates, dem im GHV-Jahrbuch „Villingen im Wandel der Zeit“ viel Platz eingeräumt wurde. Auch in diesem Jahr erfreut Bernd Schenkel mit sechs Schülerinnen und Schülern der Klasse 11 c die Geschichtsfreunde wieder mit einem gelungenen Beitrag zur Villingen Historie. „Splitter zur

Geschichte des Alten Rathauses“ ist die Broschüre betitelt, in der alles das festgehalten wurde, was die Jungen und Mädchen bei ihren intensiven Recherchen heraus gefunden haben. Auf 40 DIN-A4-Seiten haben sie niedergeschrieben und mit zahlreichen, historischen Fotos und aktuellen Bildern, Plänen, Schriftstücken dokumentiert, welche wechselvolle Geschichte das Gebäude – oder richtiger gesagt: die Gebäude, denn das politische Leben spielte sich damals in mehreren Häusern ab – im Herzen der Zähringerstadt über fast 600 Jahre hinweg erlebt hat.

Julia Wimmer, Nicola Ziganki, Julian Hirt, Benedikt Scherr und Hermann Schlenker sind Schenkels Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Klasse 11 c, die sich mit Villingens Vergangenheit befasst haben.

Was das Team vorgelegt hat, kann sich wahrlich sehen lassen. Die Elftklässler sind offensichtlich mit viel Spaß an ihre Aufgabe herangegangen. Das ist beim Lesen deutlich zu spüren. Sie haben ihre umfangreichen, aussagekräftigen Recherchen locker, lebendig in gut verständlicher Sprache zu Papier gebracht. Dabei glänzen sie mit vielen erworbenen Geschichtskennntnissen. Dies haben sie durch Besuche im Stadtarchiv und in den Museen sowie bei verschiedenen städtischen Dienststellen, wo Gespräche mit kompetenten Leuten geführt wurden, erworben. Beim Studium der heimischen Geschichtsliteratur (dazu gehörten auch die Jahreshäfte des GHV) gewannen sie wichtige Erkenntnisse über die Historie des Rathauses. Und natürlich bei zahlreichen Besichtigungen vor Ort. Mit dem Messner des Villingen Münsters kletterten sie auf die Türme des Gotteshauses und nahmen ihr „Operationsgebiet“ aus luftiger Höhe in Augenschein. Kurz und gut: Sie haben ganze Arbeit geleistet.

Mit den Fragen, die sich die Schülerinnen und

Schüler am Anfang ihrer Ermittlungen gestellt haben, überschreiben sie auch die einzelnen Kapitel. Auf ein rundes Dutzend solcher Fragen geben sie, soweit das auf Grund gesicherter Erkenntnisse überhaupt möglich ist, Antworten und belegen klar und sachlich.

So erfährt der Leser, wo sich früher der Eingang zum Rathaus befand, aus wie viel Häusern es besteht, wie es sich entwickelt hat und was sich früher auf dem Vorplatz befand. Seine Funktion im Laufe der Jahrhunderte wird genau so beleuchtet wie der Wandel seines Aussehens. Dabei spielt besonders die Gestaltung der Außenfassade, die ja bekanntlich erst Ende der 90-er Jahre für reichlich Diskussionsstoff sorgte, eine wichtige Rolle.

Sie brachten ihre Forschungsergebnisse nicht nur zu Papier, sondern stellten sie auch öffentlich vor. Das war am 18. Mai 2003, dem Internationalen Museumstag und zwar am „Tatort“, im Alten Rathaus. Das Projekt fand großes Interesse und die zahlreichen Besucher spendeten dem Team vom Romäusring-Gymnasium und ihrem Geschichtslehrer herzlich Beifall bei der Präsentation ihrer Schrift. Diese war übrigens schnell vergriffen und musste nachgedruckt werden. Das ist inzwischen geschehen. Im Museumsshop im Franziskaner liegt die sehr informative Schrift aus und kann für 7,50 Euro erworben werden. Der Geschichts- und Heimatverein kann diesen Kauf nur empfehlen.

In dem Heft ist auch ein Beitrag von Wolfgang Duffner enthalten, der sich auf der Grundlage

Villinger Ratsprotokolle mit Hexenprozessen des 16. und 17. Jahrhunderts beschäftigt. Dem Hexenwahn fielen in Villingen rund 50 Bürgerinnen und Bürger zum Opfer. Die Gerichtsverhandlungen fanden zum größten Teil im Rathaus statt und gehören somit auch zur Rathausgeschichte. Eines dieser Hexenschicksale drucken wir hier, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers Wolfgang Duffner ab.

Die unwürdige Hexe

Nach den Ratsprotokollen der Stadt Villingen

Als die Anna Morgin, Witwe des Bauernhans zu Villingen, im Jahre 1641 wegen Hexerei angeklagt und verurteilt wurde, bot sie durch ihr eigenartiges Verhalten noch lange Gesprächsstoff für alle Rats- und Wohn- und Wirtsstuben, bis weit über die Stadt hinaus. Dass die Morgin schuldig war, war klar, und die Richter waren ehrenwerte Leute. Selbst der Abt Gaisser, ein angesehener Mann, der, nach eigenem Eingeständnis, nicht immer frei von humanen Anwendungen war, fand das Vorgehen des Hohen Rats der Stadt nicht anders als löblich. Hatte sie, die Morgin, nicht selbst nach einigen strengen Verhören zugegeben, sich mit dem bösen Feind eingelassen zu haben? Hatte dieser böse Feind, Cäsperlin geheiß, sich nicht als Wolf, Wettermacher und Rossschänder betätigt? Und hatte dieser böse Feind sie nicht dazu verführt, Gott und alle Heiligen zu leugnen wie auch seine Stellvertreter? Das Urteil geschah nach gutem



Beim Internationalen Museumstag 2003 präsentierten die Mädchen und Jungen der Klasse 11 c ihre „Splitter zur Geschichte des Alten Rathauses“ und erfreuten ein aufmerksames und begeistertes Publikum.

Recht, der Scheiterhaufen war nur eine Formsache, und die Veranstaltung war ordnungsgemäß ausgeschrieben. Nur hatte keiner mit der Verurteilten gerechnet, die noch einmal einen erstaunlichen Beweis ihres unbotmäßigen und aufsässigen Lebens liefern sollte.

Kurz vor ihrer Verbrennung erzählte nämlich die Morgin ihrem Stubenwächter, dass es ihr zu kalt sei. Und der Wächter, ein junger, unerfahrener Mann ohne Routine und gesunde Härte, ging, wider jegliche Vorschrift, hinaus, um das Feuer im Ofen zu schüren. Als er aber zurückkam, sah er die Frau regungslos auf dem Boden liegen, der Kopf in einer riesigen Blutlache. Obwohl gefesselt und geschwächt von den vorausgegangenen strengen Verhören, war es der Morgin gelungen, mit dem Messer, das der einfältige Wächter auf dem Tisch hatte liegen lassen, sich in Hals und Gurgel zu stechen. Sie schnarchte böse in ihrem Blut, und nur ein kümmerlicher Rest von Atem kam durch die durchgestochene Gurgel. Dies geschah zwischen zehn und elf am Morgen des ersten Juni.

Der Wächter, der mit einer für ihn jetzt selbst unangenehmen Untersuchung beziehungsweise einem Disziplinarverfahren rechnen musste, war hell entsetzt. Auf sein Geschrei hin eilte der Capellan J. C. Armbruster herbei. Er fand Maul und Augen der Hexe nach innen gekehrt und außer ein bisschen Schnarchen alles so gut wie tot. Er schlug das Kreuz und rannte zur Non. Zwei Ärzte untersuchten die Wunden am Hals der Selbstmörderin und wunderten sich nicht wenig über die platziert und nicht ohne Geschick ausgeführten Einstiche. Als sie der Abgetretenen einen kleinen Schubs gaben, rollte sie schwer wie ein Klotz zur Seite; sie konnten kein Lebenszeichen an ihr finden. Sie schickten noch den Stadtknecht, der stach ihr in Waden, Füße und Sohlen, aber sie rührte sich nicht. Da war es klar und bewiesen, dass die Morgin abgegangen war.

Der Scharfrichter und sein Knecht warfen die Leiche auf den Karren und fuhren sie zur Richtstatt. Dort hatte sich der Platz etwas geleert, nachdem bekannt geworden war, dass es nur zu einer Verbrennung der Leich käme. Nur einige Unentwegte und Spaziergänger, die sich in der

Natur ergingen, waren zurückgeblieben. Auch war es ein besonders schöner, stimmungsvoller Frühsommertag, die Lindenbäume blühten, die Vögelein zwitscherten, und man hatte einen prächtigen Ausblick. Der Knecht zog die Leich an Stricken zum Reisighaufen hinauf, dann zündete er ihn an. Als aber das Feuer die Leich erreichte, hatte diese plötzlich eine Stimm und fing ganz grässlich an zu schreien, wie nur eine Hexe schreien kann, und wälzte sich so lange auf dem Reisig, bis sie auf die Erde plumpste. Sie gab einen langen Seufzer von sich, lag aber sonst wie tot da, und so packte sie der Scharfrichter und warf sie aufs Holz zurück. Da riss sie wieder den Mund auf und begann so fürchterlich und langanhaltend zu schreien, dass viele Zuschauer es gar nicht mehr vergnüglich fanden und davonliefen. Und wieder arbeitete die Leich sich vom Reisig weg zur Erde vor, dort blieb sie erschöpft und am Ende ihrer Kräfte liegen. Ihr Haar war schon abgebrannt, Gesicht und Hals geschwärzt, die Kleider ange-



Mit dieser Broschüre beleuchteten Jungen und Mädchen der Klasse 11c vom Romäusring-Gymnasium die Geschichte des Alten Rathauses.

brannt; sie stank höllisch. Da waren aber zwei Frauen von der Stadt, die hießen Anna Maria und Lucia Trautwein, die gingen zu ihr und fragten sie, ob sie beichten wolle, es traten auch andere hinzu und ermahnten die zu scheinbarem Leben erwachte Hexe mit freundlichen Worten, das wilde Schreien und Jammern zu unterlassen und nicht an Gottes Güte und Barmherzigkeit zu zweifeln. Als einer von den Franziskanern auftauchte, war sie immer noch am Leben. Der Mönch kniete bei ihr nieder, und da er nicht wusste, wie viel Zeit ihr noch bliebe, forderte er sie auf, sich möglichst kurz zu fassen. Er hörte sie aber doch bis zum Ende an, betete mit ihr fünf Vaterunser und fünf Avemaria, und da sie immer noch lebte, fragte er sie, ob sie die Wegzehrung wolle. Als sie mit dem Kopf nickte, gab er ihr gleich zu verstehen, dass es noch weit zur Kirche sei und sie unterwegs sterben könne und sie erwiderte mit kaum hörbarer Stimme, dass man es ja probieren könne.

Bis kurz nach sieben tagte der Rat, und nur zwei kurze Kaffeepausen dazwischen. Sie wollten wissen, woher die Morgin das Messer habe und ob sie denn keine Ehrfurcht vor dem Leben habe und ob sie auch bedacht habe, in welchen Ruf sie die ganze Stadt bringen könnte, wo sie der öffentlichen Ordnung so schweren Schaden zugefügt, auch der Stadt zusätzliche Kosten verursacht habe. Und so fort. Sie hatte Mühe, darauf zu antworten. Sie erklärte aber zum Beispiel, dass sie nicht mehr die Kraft gehabt habe, nach allem, was vorausgegangen sei, besser zuzustechen, und das tue ihr von Herzen

leid. Sie sei bereit zu sterben, aber nicht im Feuer, ihr wäre ein anderer Tod lieber, zum Beispiel durchs Schwert, das wäre ein Segen. Auch habe sie ihrer Vaterstadt keinen Schaden zufügen wollen, denn sie hänge auch jetzt noch an ihrer Stadt, die ja nur ihr Bestes wolle, und sie bitte um einen schönen Tod. Und wie sie immer nur vom Tod daherredete, schüttelten die Herren vom Rat die Köpfe, ein bisschen enttäuscht und ratlos, aber nicht unfreundlich, das Seelenheil schien die Morgin wenig zu interessieren und von Demut keine Spur. Natürlich gab es auch einige, die laut sagten, was sie dachten: da macht man ihr einen anständigen Prozess, hält sich genau an die Paragraphen, und dann das!

Der Franziskaner kümmerte sich um sie, nachdem man sie ausgiebig befragt hatte, er war es auch, der ihr die letzte Wegzehrung gab. Man brachte ihr Brot und Wein ins Stübchen, sorgte für Wärme und Licht und lieferte so manchen lieben Beweis christlicher Barmherzigkeit. Sie selbst begann, sich von den Anstrengungen der letzten Tage zu erholen, ihr Gesicht hellte sich auf, sie fragte sogar nach ihren Bienen und schien nicht ohne Zuversicht. So gestärkt und getröstet, wurde die Anna Morgin zwei Tage später noch einmal zur Richtstatt befördert. Der Priester gab ihr die Absolution, der Scharfrichter half ihr behutsam auf den Reisighaufen, und die Zuschauer schauten verständnisvoll und ohne Hass. Dies geschah am Morgen des dritten Juni.

Aktuelles Stadtgeschehen in Bildern – Das Krawazi verändert sein Gesicht



*Eins nach dem andern
nehmen die Jahre uns fort,
da sie hingehen.*

(Horaz)



Stets mit offenen Augen unterwegs

Hobbymaler Rudolf Heck

mit 92 Jahren noch immer auf Motivsuche

Hermann Colli



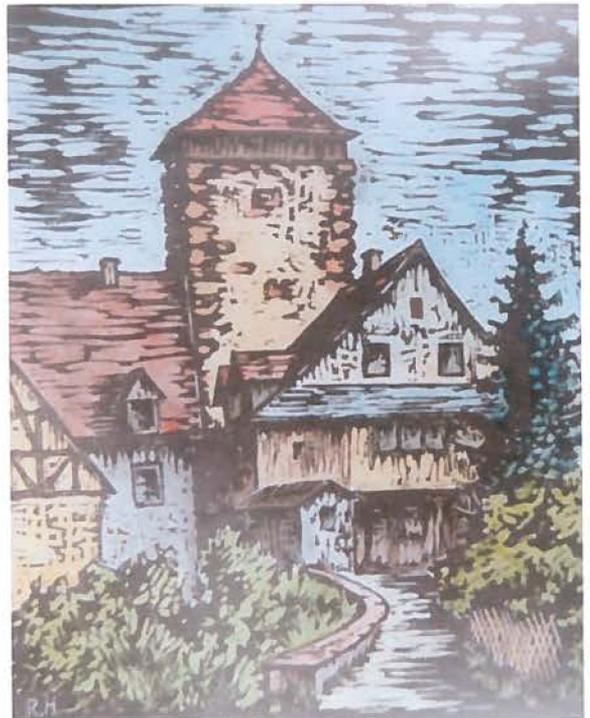
Am 1. Juni 2003 setzte er zuversichtlich den Schritt ins 93. Lebensjahr: Rudolf Heck, unser langjähriges Vereinsmitglied. Er ist vielleicht nicht mehr ganz so vital wie in den Jahren, als der passionierte Bergsteiger, Mitglied des Alpenvereins, noch im Hochgebirge unterwegs war und von weit oben auf zerklüftete Berglandschaften oder in idyllische Täler blickte. Aber ein Stubenhocker ist Rudolf Heck nie geworden. Das hat er bei Exkursionen und Besichtigungen des Geschichts- und Heimatvereins immer wieder unter Beweis gestellt. Und wenn's nicht gar so anstrengend ist, dann ist er auch noch dabei wenn es darum geht, Neues kennen zu lernen oder etwas Vertrautes wieder zu besuchen. Von seinen zahlreichen Touren hat er viele wertvolle Erinnerungen mitgebracht. Eindrücke, die ihn angesprochen und sich ihm besonders eingepägt haben, wurden auf Papier oder Malkarton „konserviert“. Wer Rudolf Heck einmal zu Hause besucht, glaubt, in eine Gemäldegalerie zu kommen. Die Wände hängen voller Bilder, die der Hausherr

selbst gemalt hat. Und in den Schränken befinden sich auch noch einige gefüllte Mappen mit seinen Werken. Wie viele er im Laufe seines langen Lebens geschaffen hat, weiß er selbst nicht so genau. Zahlen sind ihm auch nicht so wichtig. Wichtig ist für Rudolf Heck, seine Zeit sinnvoll und kreativ zu nutzen.

Und das hat der gebürtige Wolfacher, der 1927 nach Villingen kam, getan. Schon als Schüler des Villingener Realgymnasiums, an dem er 1932 das Abitur machte, zeigte sich sein künstlerisches Talent. Das hat er zeitlebens gepflegt und vervollkommenet. Wer seine Bildersammlung anschaut, entdeckt unter der Vielzahl der Motive zwei Schwerpunkte: Das alte Villingen und Höfe im Schwarzwald. Er hat viele vertraute Ecken und Winkel der Zähringerstadt und der Umgebung, die heute längst verschwunden sind, im Bild festgehalten und für die Nachwelt gesichert. Die meisten Ansichten hat er mit Wasserfarben gemalt. Aquarelle beherrschen eindeutig sein Schaffen. Aber auch Ölbilder, Linolschnitte und Zeichnungen mit Bleistift und Kohle zeugen von der Vielseitigkeit des Hobbymalers. Unbekannt ist der ehemalige Industriekaufmann, der seit 1974 im Ruhestand lebt, trotz aller Bescheidenheit nicht. Die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, dem Rudolf Heck seit 1972 angehört, haben einige seiner Bilder in den Jahreshften kennen gelernt und auch im Almanach für den Schwarzwald-Baar-Kreis und in den Villingener Tageszeitungen sind seine Arbeiten veröffentlicht worden. So ganz hat der Zweiundneunzigjährige Zeichenstift und Pinsel noch nicht aus der Hand gelegt. Wenn ihm ein reizvolles Motiv begegnet, dann hält er es auch heute noch mit dem Zeichenstift fest. „Aber leider,“ so stellt er mit Bedauern fest, „gibt es nicht mehr so viele hübsche Winkel und die, die es noch gibt, habe ich alle schon gemalt.“



Rudolf Heck ist ein vielseitiger Maler. Wie hier beim Oberen Tor hat er sich – wie bei den meisten seiner Arbeiten – der Wasserfarben bedient.



Das Riettor, das vom Käferberg her stets einen besonderen Reiz auf ihn ausübte, hat er als Linolschnitt geschaffen und später koloriert.



Eines seiner ältesten Bilder liebt Rudolf Heck besonders. 1931 hat er es gemalt. Der alte Lokschuppen beim Villingen Bahnhof – es gab zwei davon – weckt Erinnerungen an Schwarzwaldbahnzeiten, als Dampflokomotiven zwischen Offenburg und Konstanz unterwegs waren. In Hecks Aquarellbild bleibt ein Stück Villingen Eisenbahnostalgie lebendig.



Als Ölgemälde zierte ein Blick von der Rathausgasse auf das Münster Rudolf Hecks Wohnzimmer, das einer gut bestückten Galerie mit Motiven aus dem alten Villingen gleicht.

Der Schwarzwälder Geigenbau von 1600 bis heute

Wolfgang Kury

Olga Adelman (Geigenbaumeisterin und Restauratorin im Museum für Musikinstrumente in Berlin) hat 1989 mit ihrer Publikation „Die Alemannische Schule. Geigenbau des 17. Jahrhunderts im südlichen Schwarzwald und in der Schweiz“ diese Form der Geigenbaukunst wiederentdeckt und in der Fachwelt bekannt gemacht. Manche Heimatforscher begannen schon damals, für das heutige Vorhaben unserer Ausstellung einen wichtigen Grundstein zu legen. Noch vor dem Erscheinen der Publikation hegte der bekannte Geigenbaumeister Hans Schicker in Freiburg die Idee, mehr über unsere Vorfahren im Schwarzwald herauszufinden. Durch häufigeren Kontakt mit Wolfgang Kury reifte diese Idee zu dem Vorhaben, eine Ausstellung machen zu wollen. So ist es den beiden Geigenbaumeistern Hans Schicker (Freiburg) (inzwischen leider verstorben) und Wolfgang Kury (Villingen-Schwenningen) zu verdanken, dass weitere genealogische Recherchen in Tauf- und Sterbebüchern in der Region stattfanden – ausgehend von den ersten fassbaren Schwarzwälder Geigenbauern, Adam Kirner (um 1600 – vor 1654), Josef Meyer (um 1610 – 1682) und Franz Straub (um 1640 – um 1696) – daraus ergaben sich jedoch viele neue Erkenntnisse, die erstmals in dieser Ausstellung und der begleitenden Publikation zusammenfassend dargestellt werden können. Dank sei hier auch Robert Meister (Villingen-Schwenningen) gesagt, der durch seinen begeisterten und sehr aktiven Einsatz zum Vorankommen sehr viel beiträgt.

Die Recherchearbeiten übernahmen hierfür: Birgit Matt-Willmatt (Freiburg), Emil Ketterer (Unadingen), Konrad und Lilly Sutter (Waldshut) und Kurt Hodapp (Waldshut und Neustadt).

Die erste Erwähnung des Schwarzwälder Geigenbaus fanden wir bis jetzt durch eine Hofübernahme des Geigenbauers Adam Kirner am 8. November



1628. Der Stiefsohn (des Adam Kirner) Josef Meyer lernt den Geigenbau beim Stiefvater (dies ist uns durch einen Nachbarstreit am 17. November 1653 aktenkundig) und gilt dann als Lehrmeister für alle weiteren Geigenbauer im Schwarzwald. Durch baustilistische Verwandtschaft und regionale Nähe können als Schüler von Josef Meyer folgende Geigenbauer angenommen werden: Franz Straub, der in Friedenweiler dann arbeitete und der Stammvater von 6 Generationen und 20 Geigenbauern seiner Sippe wurde, Johann Konrad Stoppel, der nach Waldshut ging und dort den Waldshuter Geigenbau begründete und Hans Krouchdaler, der nach Bern in die Schweiz zurückkehrte, um nur die wichtigsten zu nennen. Für die meisten Geigenbauer aus der Straubfamilie ist es für uns aktenkundig, dass sie den Geigenbau als Nebenerwerb ausführten. So wissen wir, dass sie teilweise noch ein Gasthaus (Wirtschaft) betrieben und manche sogar zusätzlich noch Bauer waren. So kann es auch zu erklären sein, dass uns zu den meisten Geigenbauern bis jetzt noch keine

Instrumente bekannt sind, weil diese in nur sehr geringer Anzahl Instrumente gefertigt hatten. Von den Straubvertretern um 1800 sind uns einige Instrumente erhalten und zeigen uns einen sehr typischen Stil der Bautradition, welche sich um 1640 entwickelte. Diese wurde dann um 1790 vom neuzeitlichen Baustil (= Wölbung italienisch) stark beeinflusst. Wie wichtig den Schwarzwäldern ihre Bautradition war, zeigt wie sie an ihren wesentlichen Stilmerkmalen und Konstruktions-eigenheiten festhielten und bis zum Niedergang 1854 mit Johann Georg Straub beibehielten. Gründe für den Niedergang waren sicher erschwerte Absatzmärkte, jedoch auch die an der alten Tradition festhaltende Arbeitsweise, welche einem alten Klangideal entsprach. So hielten diese



Instrumente nicht mehr dem groß klingenden modernen Klanggeschmack der Zeit stand. Der Waldshuter Geigenbau umfasst sechs Geigenbauer, die in späterer Zeit dann teilweise nach Freiburg abwanderten. So zum Beispiel die Familie Ergele (nannten sich später wegen der französischen

Besetzung und Aussprache der Franzosen Erggelet, denn sie wurden Ärschle gerufen). Aus der Familie Ergele/Erggelet wird dann ein Quintett in der Ausstellung zu sehen sein und am 4. Juli 2004 im Franziskaner Konzerthaus in einem Konzert zu hören sein, wie auch wichtige Vertreter der anderen Schwarzwälder Geigenbaufamilien.

Die Ausstellung wird am 15. Mai 2004 um 19 Uhr im Franziskanermuseum eröffnet und möchte an Wochenenden zu dieser Zeit durch evtl. Vorträge, eine Geigenbauertagung sowie auch eine Schauwerkstatt über das Fachpublikum hinaus Laien für das Thema interessieren. Als kulturelles Begleitprogramm zum



Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ verbindet die Ausstellung Musik- und Regionalgeschichte vorbildlich. Die Ausstellung möchte die entdeckten aktenkundigen Lebensgegebenheiten der Geigenmacher anschaulich in Szene setzen. Geschichten

wie vom Streitfall am Feldberg, bei dem ein Ahornbaum verbotenerweise abgehackt wurde, oder von Beschimpfungen eines betrunkenen Geigenbauers und der damit verbundenen Bestrafung, von dem sozialen Zusammenleben und den familiären Gepflogenheiten, der häufigen Vielseitigkeit der Handwerker, oder von aufspielenden Geigenbauer in Wirtshäusern und dem Ensemblespiel im kirchlichen Bereich. So soll der Zuschauer durch einzelne Bühnenbilder wandeln und das Dargestellte spannend erleben können und so auch einen Eindruck bekommen von dem zu dieser Zeit üblichen harten Leben im Schwarzwald. Der Ausstellungsbesucher soll den Werdegang einer Geige praktisch erleben können, sowie auch die Besonderheiten der Schwarzwälder Instrumente im Vergleich zur heutigen Arbeitsweise kennen lernen.



Neben der bildlichen Darstellung der Ausstellung werden ca. 30 einzigartige und wertvolle Instrumente, teilweise sehr reizvoll durch ihre aufwändige Intarsienverzierung zu sehen sein. Wir hoffen, bis zur Eröffnung der Ausstellung auf viele Fragen noch Antworten zu bekommen, es kann jedoch jetzt schon ein hochinteressantes und in diesem Umfang einmaliges Ausstellungsunternehmen versprochen werden. Hier bleibt uns nur noch zu wünschen, dass sich unerwarteter Weise der Stadtsäckel für unsere Ausstellung füllen wird, und eine Menschenschar an spendenfreudigen Unterstützern sich an uns wendet.

Blick durch's Schlüsselloch: Ein Exponat der Ausstellung „Schwarzwälder Geigenbau“

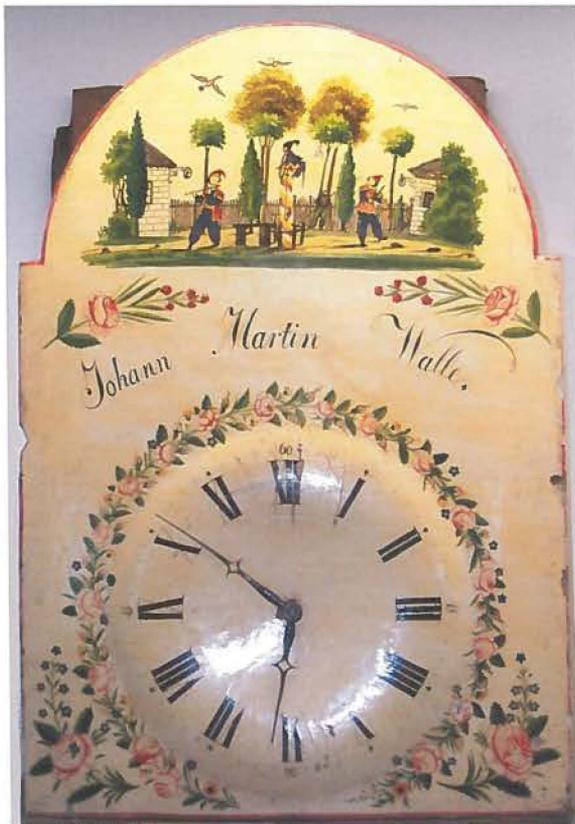
Anita Auer

Schwarzwälder Geigen sind bei weitem nicht so berühmt wie Schwarzwälder Uhren, Schinken oder Kirschtorte. Dass der Schwarzwald einst auch ein Zentrum des Geigenbaus war, ist nur den wenigsten bekannt. Umso interessanter sind die Zeugnisse, die diesen Handwerkszweig belegen oder illustrieren helfen.

Das Schild einer Musikuhr aus der Sammlung des Franziskanermuseums bietet einen ungewöhnlichen Einstieg in das Thema. Das Schild ist mit 44 x 64 cm sehr groß, was sich aus der Größe des Uhr- und Musikwerks ergibt, dem es vorgesetzt ist. Denn der Sinn des Uherschildes bestand – neben dem Hauptzweck, Träger des Zifferblattes zu sein –

darin, Werk und Glocke zu verbergen. Dem quadratischen Schild wurde daher ein Halbkreis aufgesetzt, der im Durchmesser etwas kleiner war und die Glocke verdeckte. Während die Zwickel, welche das Zifferblatt freilässt, häufig mit ornamentalen Blumen („Apfelrosen“) verziert sind, bietet dieser Halbkreis Raum für figürliche Darstellungen. Im vorliegenden Fall ist hier eine Genreszene, eine typische Situation aus dem Alltag der damaligen Zeit, dargestellt.

Zwei Musikanten stehen mit einem Affen oder einer Meerkatze auf einem Dorfplatz zwischen zwei Wirtshäusern, den aushängenden Schildern nach zu urteilen „Zum Bären“ und „Zum Wilden Mann“. Der rechte Musikant spielt auf einer Geige, der andere auf einer Querflöte. Beide Spielleute sind aufwändig und einheitlich kostümiert. Sie tragen rote Zipfelmützen und eine rote Schoßjacke mit kurzen Ärmeln, deren Saum mit Goldborten geschmückt ist. Unter der Schoßjacke ist ein blaues Hemd mit langen Puffärmeln zu sehen. Blaue lange Pluderhosen komplettieren das Ganze. Mit schwarzen Haaren und außergewöhnlicher Barttracht (Schnurr- und Kinnbart) wirken die beiden sehr exotisch. Der Affe verstärkt diesen Eindruck. Er sitzt auf einer vertikalen Stange, die zwischen den Musikanten steht. Die Kletterstange, an welcher der Affe angekettet ist, ist an einer Säule befestigt, die mit gelbroten Bändern umwickelt ist. Der Affe ist ebenfalls auffallend gekleidet. Auf dem Kopf trägt er einen Zweispitz sowie eine blaue Uniform mit Säbel. Um die Säule, welche die Darstellung zentriert und in nahezu symmetrische Hälften teilt, ist eine Art Absperrung oder Sitzbank angeordnet. Im Hintergrund sieht man hohe Bäume, in denen ein Vogelkäfig hängt und einen Mann mit einer langen Angel, der dem Betrachter den Rücken zuwendet. Dieser Mann steht vor einem Zaun, der den Hintergrund abgrenzt. Als sogenannte





„Repoussoirfigur“ hat er nur kompositorische Funktion: er soll den Blick des Betrachters wieder auf die zentrale Szene zurückführen und den Eindruck von räumlicher Tiefe vermitteln. Am Himmel fliegen drei große Vögel, rechts im Hintergrund weitere, die nur kürzelhaft wiedergegeben sind. Die Szene ist gut durchkomponiert und liebevoll gemalt. Dies erinnert daran, dass einige Künstler als Schildmaler begannen oder dies zunächst als „Brotberuf“ wählten, wie Lucian Reich, Johann Nepomuk Heinemann oder Hans Thoma¹. Der Urheber dieses Schildes ist nicht bekannt. Die Beschriftung „Johann Martin Walle“ über dem Zifferblatt bezieht sich wohl eher auf den Besteller und späteren Besitzer der Uhr.

Das Motiv der Spielleute passt zum Typus der Musikhuhr, die beim Stundenschlag den „Ton“ zur unbewegten Szene lieferte². Unter „Spielteuten“ verstand man noch im hohen Mittelalter Unter-

haltungskünstler aller Art, die ihren Lebensunterhalt als Fahrende verdienten. Artistische Kunststücke wurden häufig musikalisch untermalt. Erst im 14. Jahrhundert setzte sich allmählich eine Trennung der Begriffe „Gaukler“ und „Spielmann“ durch. Die dargestellten Spielleute sind dies also in der ursprünglichen Bedeutung des Begriffes. Sie begleiten mit ihrer Musik und tänzerischen Bewegungen die Dressurkunststücke des Affen. Eine solche Gruppe war eine „Sensation“ und vermochte die Aufmerksamkeit des gesamten Dorfes auf sich zu ziehen. Kein Wunder, dass ein Schildmaler eine solche Szene wert fand, bildlich festgehalten zu werden. Möglicherweise verwendete er auch eine zeitgenössische Druckgrafik als Vorlage, wie dies häufig bei Uhrschildern der Fall ist.

Die auf dem Uhrschild dargestellte Szene hat mit den Ereignissen in Folge der Französischen Revolution 1789 zu tun. Bereits die Komposition

verweist auf vergleichbare Gemälde und Grafiken, die den Tanz um einen Freiheitsbaum darstellenⁱⁱⁱ. Dass die Säule, auf welcher der Affe sitzt, auf einen Freiheitsbaum anspielt, darauf weisen die gelb-rotten Bänder hin, die sie umwinden: Gelb und Rot sind die Farben der Republik^{iv}. Die beiden Musikanten, die nicht nur in ihrem äußeren Erscheinungsbild, sondern auch durch das Detail des im Baum hängenden Vogelkäfigs^v als „Zigeuner“ gekennzeichnet sind, führen eine Art Tanz um den Freiheitsbaum auf. Allerdings konterkariert der Affe als Spottfigur auf Napoleon das Ganze. Ein als Napoleon verkleideter Affe, an einen Freiheitsbaum gekettet, verunglimpft nicht nur die Person des französischen Kaisers, der bald nach 1815 ins lebenslange Exil verbannt wurde, sondern auch das Symbol der Freiheit, die er scheinbar seinem Volk brachte. Offenbar findet das Dargestellte „am Abend“ der Französischen Revolution statt, denn die Bäume, Personen und selbst kleine Steine werfen lange Schatten.

Einen Affen in napoleonischer Kleidung, allerdings als geschnitzte Skulptur, weist auch eine Automatenuhr aus Privatbesitz, datiert um 1890, auf^{vi}. Karikaturen auf Napoleon setzten in der deutschen Druckgrafik erst nach der Völkerschlacht bei Leipzig, 1813, verstärkt ein^{vii}. Das Schild ist somit in die Zeit um 1820 zu datieren, was auch zum schlichten Korpus der Standuhr im Stil des Biedermeier passt.

Die Szene führt einen Nutzungskontext von Geigen (im Schwarzwald) beispielhaft vor. Musikanten spielten zur Unterhaltung der Gäste eines Wirtshauses oder bei Geselligkeiten wie zum Beispiel Hochzeiten auf. Sie benutzten einfache Instrumente, die preiswert und transportabel waren. Die große Standuhr mit diesem außergewöhnlichen Uhrenschild wird in der Ausstellung „Schwarzwälder Geigenbau“ zu sehen sein. Weitere Nutzungskontexte wie Orchester, Kirchen- und Hausmusik sowie Herstellung und Vertrieb der Geigen werden in der Ausstellung ebenfalls behandelt.

Anmerkungen:

ⁱ Bender, Gerd: Die Uhrmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke, Bd. II, Villingen 1978, S. 351ff.

ⁱⁱ Ein Musikautomat von Joseph Mayer, datiert Ende des 19. Jahrhunderts, zeigt ebenfalls eine Zigeunerkapelle, allerdings als geschnitzte Figurengruppe auf einer Bühne, vgl. Kat. Made in Furtwangen. Vom Hausgewerbe zur Uhrenindustrie, hrsg. v. Simone von der Geest, Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen 2003, S. 92.

ⁱⁱⁱ Vgl. Danelzik-Brüggemann, Christoph: Ereignisse und Bilder. Bildpublizistik und politische Kultur in Deutschland zur Zeit der Französischen Revolution, Berlin 1996, Abb. 3, S. 260 und Becker, Jörg und Karl-Heinz Tekath (Hrsg.): 1794–1814. Franzosen am unteren Niederrhein, S. 4, bei welcher Darstellung der Platz mit den Wirtshäusern ganz ähnlich unserem Uhrenschild charakterisiert ist. Für diese Hinweise danke ich meinem Kollegen, Dr. Michael Hütt.

^{iv} Danelzik-Brüggemann 1996 (wie Anm. 3), S. 90.

^v Ebd., S. 95.

^{vi} Van der Geest 2003 (wie Anm. 2), S. 142.

^{vii} Kat. Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1987, Bd. 1.1, S. 6.

Seit über 50 Jahren



**IHR
PARTNER
FÜR
GUTEN
DRUCK**



Druckerei W. Leute
Wehrstraße 3
78050 VS-Villingen
Tel. 077 21 / 84 56-0
Fax 077 21 / 5 68 60

Auf den Spuren der einzigartigen „Goetz“

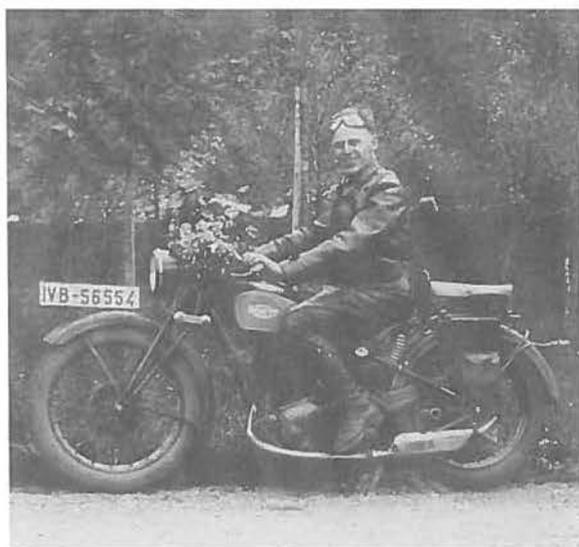
Im Villingener Rietviertel existierte in den zwanziger und dreißiger Jahren eine kleine, aber feine Motorradschmiede

Gerhard Hauser

Dass mitten im Villingener Rietviertel in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts legendäre Straßenmotorräder gebaut wurden, ist heute nur noch wenigen bekannt. Johann Götz unterhielt in der Färberstraße im heutigen Gebäude des Spielsalons Tip Top eine Werkstatt, mit der er vom Kapellenweg am Villingener Kneippbad in die Innenstadt umgesiedelt war. Es waren wirtschaftlich schwierige Zeiten, aber vor allem eine Ära, in der die Mobilität die Menschen faszinierte. Seit 1873 war die Schwarzwaldbahn in Betrieb, Motorräder gehörten zu den weiteren Fortbewegungsmitteln der ersten Stunde. Die Industrialisierung drückte den Städten ihren ehernen Stempel auf. Die Villingener selbst lernten beispielsweise mit dem Aufstieg der SABA Licht- und Schattenseiten der neuen Ära kennen. Genau von dort kam Johann Götz, Mitte der zwanziger Jahre machte sich der Meister im Zuge der Weltwirtschaftskrise selbstständig.

Ob aus Passion oder der Not gehorchend, kann heute nicht mehr nachvollzogen werden. In seiner neuen Werkstatt reparierte er vor allem Motorräder, aber er begann auch, welche zu bauen. Liebevoll setzte er die Zweiräder zusammen – bis etwa 1937. Dann machte eine Verordnung der Nationalsozialisten der kleinen Motorradschmiede ein Ende: Firmen, die nicht mehr als 200 Einheiten pro Jahr herstellten, mussten die Produktion einstellen. Johann Götz verlegte sich auf die Reparatur der Maschinen. Nach dem Zweiten Weltkrieg führen bis in die fünfziger Jahre noch Goetz-Maschinen (so lautete die Markenbezeichnung der von Johann Götz gebauten Originale). Dann verliert sich die Spur der Villingener Zweiräder: Kein einziges ist im Original erhalten.

Dass nun doch noch nach vielen Jahrzehnten ein Villingener Original „aufersteht“, ist einem gebürtigen Schwenninger zu verdanken: Rolf Jauch aus dem Brigachtal ist ein begeisterter Bastler und



Karl Rosenfelder mit seiner »Götz« im Garten von Waisenrat Wilhelm Grüsser in der Gerberstraße im Mai 1931.



Ganz schön sportlich: Karolina Grüsser in Motorradmontur und mit Blumen am Lenker.



Er lässt das Motorrad, das einst in Villingen gebaut wurde, wieder lebendig werden: Rolf Jauch in seiner Werkstatt, in der er die legendäre „Goetz“ originalgetreu rekonstruiert.

Tüftler: Der gelernte Schreiner, der im Laufe der Jahre schon viele „Motorrad-Oldtimer“ rekonstruierte, kannte vor allem Johann Götz persönlich, „stromerte“ als Junger oft genug in dessen Werkstätte. Von der Technik begeistert war er Gast in Villingen, die so gern kolportierte „Hassliebe“ zwischen Villingern und Schweningern war damals kein Thema. Nur wenn der Schwenninger Jauch manchmal allzu neugierig war, reichte es Götz – und er verjagte den Naseweisen. Jauch, heute 63 Jahre alt, erinnerte sich vor einigen Jahren an seine Villingen Besuche – und damals fasste er den Entschluss, ein Goetz-Motorrad zu rekonstruieren. Vielleicht gerade noch rechtzeitig, denn in Bräunlingen fand er eine Grasbahnrennmaschine, die aus Teilen der alten „Goetz“ bestand: das wichtigste, das Getriebe mit einem Küchen-Motor.

Vor allem über die Recherchen von Rolf Jauch weiß man inzwischen einiges über die Arbeitsweise des Villingen Mechanikers, denn die schriftlichen Aufzeichnungen und Pläne, falls es sie je gegeben hat, sind zum Leidwesen der Historiker verloren gegangen. Zeit seines Lebens war die Werkstätte von Goetz in erster Linie Reparatur-Betrieb. Motorräder stellte er nur auf Wunsch her. Dabei ging er als „Konfektionär“ vor, das heißt, nur wenige Elemente wurden von Goetz selbst konstruiert: Die meisten Teile kaufte er sich zusammen. Das hatte er mit Hunderten anderer Kleinunternehmern in der Weimarer Republik gemeinsam: Auf diese Weise entstanden eine Vielzahl unter-

schiedlicher Marken. Die kleinen Motorrad-Schmieden gingen aber zum größten Teil wieder ein oder wurden von größeren Firmen aufgekauft. In der Region blieb Götz der Einzige, der Motorräder herstellte. Zwar wurden auch in St. Georgen bei der Firma Steidinger, die sich später als „Dual“ einen Namen machte, Maschinen produziert, aber nur wenige. Es war ein Hobby der Söhne und der Firmengründer machte dem schnell ein Ende, als einer bei einer „Testfahrt“ verunglückte, erzählt Jauch.

Der Villingen Götz dagegen blieb dabei – über zehn Jahre. Dabei ging er im Rahmen seiner Möglichkeiten professionell vor, Jauch bewundert ihn noch heute als „begnadeten Mechaniker“. Selbst konstruiert wurde von Götz der auffallend kantige Rahmen, sicher ein optisches Markenzeichen einer jeden „Goetz“. Der Villingen Mechaniker wollte die Rohre so wenig wie möglich biegen, auch weil ihm hierzu die technischen Mittel fehlten. Auf Chrom und Nickel verzichtete Götz weitgehend, das hätte die Motorräder nur verteuert. Eingebaut wurden Motoren deutscher Hersteller wie Küchen und Columbus oder englischer Produzenten wie Villiers und JAP. Vor allem die legendären JAP-Motoren scheinen in Villingen beliebt gewesen zu sein. Sowohl Rolf Rosenfelder als auch Robert Heitzmann erinnern sich übereinstimmend an diese in den zwanziger und dreißiger Jahren weltbekannten Motoren. JAP, benannt nach dem Kürzel des Firmengründers John Alfred Prestwich, machte dieses Motorrad sicher zu einem einmaligen Gefährt und hob es von manchem deutschen Markenhersteller, die es damals eben auch zu kaufen gab, ab. Die Maschine von Karl Rosenfelder war mit einem 500 Kubikzentimeter-Motor ausgerüstet, der es nach den Worten von Sohn Rolf auf etwa 120 Stundenkilometer brachte.

Schnell erkannte man eine „Goetz“ am flexiblen Auspuffkrümmer und am sorgsam gestalteten Tank, der silbern lackiert war. Die rote Seitenfläche umschloss im Oval die silbernen „Goetz“-Lettern. Dass Götz auf den Umlaut verzichtete und die „oe“-Schreibweise favorisierte, erklärt sich Jauch mit stilistischen Gründen, Hans Götz allerdings, der heute in Bodman lebende Sohn, vermutete,

dass sein Vater schon mit einem Auge ins Ausland geschickt habe.

Das wirft die Frage auf, wie viele Exemplare Johann Götz im Laufe von rund 12 Jahren produzierte. Die Zahlen schwanken: Zwischen 68 und 100 Exemplare könnten es gewesen sein, die Belege dafür fehlen allerdings. Weder Rechnungen noch persönliche Aufzeichnungen von Johann Götz liegen uns vor, Hans Götz räumt ein, dass nach dem Wegzug aus der Färberstraße in den sechziger Jahre so gut wie nichts aus der Ära seines Vaters aufbewahrt wurde. Inzwischen geht Rolf Jauch nach einem Gespräch mit Villingen Zeitzeugen davon aus, dass es weitaus weniger Maschinen gewesen sein mussten. So habe ihm Erwin Ummenhofer berichtet, der das gleichnamige Villingen Autohaus gewissermaßen Tür an Tür zu Götz im Villingen Riet betrieb, dass Johann Götz vermutlich nur zwei Motorräder pro Jahr baute. Das wären zwischen 20 und 24 Maschinen gewesen. Jauch selbst hält eine solche Zahl inzwischen für realistisch. Das erklärt auch, warum keines der Motorräder erhalten blieb. Wären in Villingen wirklich um die 100 Exemplare produziert worden, wäre die Chance doch erheblich höher gewesen, ein Motorrad über die Jahrzehnte zu retten.

Johann Götz arbeitete in der Regel allein, manchmal mit einem Gehilfen. Ob er überhaupt Pläne anfertigte oder sich doch eher auf sein unnachahmliches Gespür verließ, ist offen. Rolf Jauch vermutet stark, dass er weitgehend ohne Konstruktionszeichnungen arbeitete. Er fertigte die Maschinen nur auf Wunsch – sicher auch aus finanziellen Gründen. Nur wenn eine feste Bestellung vorlag und er mit der Bezahlung rechnen konnte, begann er mit der Arbeit. Diese Vorgehensweise erlaubte es ihm, flexibel zu reagieren und Maßarbeiten abzuliefern. Dazu zählte die Maschine für einen Liliputaner mit der Sattelhöhe von 48 Zentimetern. Oder das Motorrad für den Bäcker Laufer, der nur mit einem Arm aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt war, und mit der er über Fußbetrieb Gas geben konnte. Johann Götz experimentierte aber auch: So ließ er sich offensichtlich eine Hinterrad-Federung patentieren. Auch mit einem integralen Bremssystem soll er sich befasst haben,

dem Jahrzehnte später der italienische Motorradhersteller Moto Guzzi auf dem Weltmarkt zum Durchbruch verhalf. Dabei handelte es sich um eine Fußbremse, die mit Verzögerung auf die Vorderräder wirkte, damit der Fahrer nicht die Kontrolle über sein Motorrad verlor.

Ein Mann mit vielen genialen Einfällen war er, zu viel Geld hat er sie aber nicht gemacht. „Er war ein besserer Mechaniker als ein Geschäftsmann“, urteilt Jauch noch heute über ihn. Auch seine Preisgestaltung bleibt weitgehend im Dunkeln. Keiner der Villingen erinnert sich, was er genau für eine „Goetz“ bezahlte. Nur eine Aussage fällt immer wieder: Sie war so teuer wie eine der im Handel angebotenen Maschinen. Dieser Vergleich lässt darauf schließen, dass Götz sie tatsächlich als Kalkulationsgrundlage genutzt hat. Wer also zu ihm kam, konnte sich darauf verlassen, nicht mehr als für eine BMW mit derselben Motorenleistung bezahlen zu müssen: Für eine 500er BMW waren dies zwischen 1850 und 2200 Reichsmark, wie Jauch verdeutlicht.

Doch schon die Form der Preisgestaltung macht deutlich, dass sich Götz mit der Motorradfertigung keine Reichtümer verdienen konnte (und vielleicht auch nicht wollte). Wer nicht mehr für ein Einzelstück erhielt als für eine in Serienfertigung produzierte Maschine, der musste sich gehörig zur Decke strecken, möchte man kommentieren. Weniger als auf den Gewinn schien es Götz auf das Renommee angekommen zu sein. Der alte Hölzl vom gleichnamigen Modehaus gehörte zu seinen



Familienbild im Götz-Gespänn im Jahre 1934: Karl Rosenfelder mit Sohn Rolf auf dem Tank seines Motorrades. Im Beiwagen Karoline Rosenfelder.



Kunden, Torney von den Modeläden (die später von Haux gekauft wurden) besaß eines, auch bei Burger-Spritzguss orderte man eines der Zweiräder. Der Schuhmacher Rosenfelder hatte solch ein Exemplar.

Schon dieser Auszug aus der sicherlich unvollständigen Kundenliste zeigt, dass es auch eine Prestige-Frage war, in Villingen eine „Goetz“ zu besitzen. Das dokumentieren die zeitgenössischen Dokumente, die wir besitzen: Fotografien. In den dreißiger Jahren ließ sich die Familie Karl Rosenfelder auf ihrer „Goetz“ mehrfach ablichten, der Stolz stand ihnen förmlich ins Gesicht geschrieben. Auch während des Zweiten Weltkriegs war man sich durchaus noch über den Wert dieser Maschine bewusst. So erinnert sich Robert Heitzmann daran, dass die Motorräder bei Kriegsende versteckt, teilweise in ihre Einzelteile zerlegt wurden, „damit sie die Franzosen nicht fanden“.

In den fünfziger Jahren begann dann eine weitere Periode der Mobilität – die des „Volkswagens“. Die Goetz-Motorräder hatten ausgedient, sie waren schwer und unpraktisch geworden. Wer konnte, kaufte sich ein Auto, die Motorräder vergammelten in den Schuppen: Ihre „Goetz“ wurde an die Neffen in die Südstadt weitergegeben, die sie auf dem Walkebeck zum Motocross nutzten, erzählt Kurt Rosenfelder. Auch die Spur der „Goetz“, die Robert Heitzmann besessen hatte, verlor sich. Er verkaufte sie, nur noch im Keller da entdeckte er ein letztes, fast vergessenes Utensil: eine Batterie, die er irgendwann ausgebaut haben musste.

Johann Götz selbst baute nach dem Zweiten Weltkrieg keine Maschinen mehr. Er betrieb die

Reparaturwerkstätte weiter. Mit seinem Sohn Hans begann er Segelflugzeuge zu konstruieren – und mit diesem Geschäftszweig hatten die Beiden Erfolg. Als durch das Rietviertel die großen Lastwagen nicht mehr hindurchkamen, zog das Unternehmen nach Bodman am Bodensee um, wo es noch heute beheimatet ist. Gerettet hat Hans Götz aus der Werkstätte nur wenig: rot-silberne Goetz-Embleme sind darunter.

Rolf Jauch wiederum, der schon im Sommer 2003 die Rekonstruktion der Villingener Maschine beenden wollte, sieht ein, dass er sich an ein ambitioniertes Unternehmen gewagt hat. So besitzt er inzwischen zwar das Herzstück der Maschine, die in seiner Werkstatt in Brigachtal steht. Aber den Rest muss er sich auf dem Markt suchen, ähnlich wie es vor Jahrzehnten Johann Götz selbst gemacht hat. Nur ist die Messlatte bedeutend höher – historisch passend muss das Zubehör schon sein. Als Vorlage dient ihm eine genaue Zeichnung, die ihm ein befreundeter Sammler zur Verfügung stellte. Gleichzeitig wird das 22 PS-starke Aggregat des Küchen-Motors überholt, der es sehr drehzahlfreudig auf etwa 80 Stundenkilometer brachte. Der lange Zylinder war für die Maschine eigentümlich, für die zwanziger und dreißiger Jahre war es eine „thermisch schwierige Konstruktion“, betont Jauch. So konnte im schlimmsten Fall schon einmal das Ventil abreißen. Angesichts der heutigen Öle sollte es zu solch einem Schaden aber nicht mehr kommen. Trotzdem: Wann wieder eine „Goetz“ durchs Städtle fährt, ist noch offen.

Man wünscht sich allerdings, möglichst bald die „Wiedergeburt“ des Villingener Originals zu erleben. Denn wer auf den Fotografien einmal eine Villingener „Goetz“ gesehen hat, wird zum Motorradfreak.

Literatur:

Gespräche mit Rolf Jauch, Hans Götz und Rolf Rosenfelder führten zu einer Sondersseite im SÜDKURIER. Jauch wurde danach von Villingern in eine kleine Runde eingeladen, in der sie über die Goetz-Maschinen diskutierten. Die Ergebnisse dieser Gespräche wurden in den Bericht für den Geschichts- und Heimatverein eingearbeitet.

Schriftliches gibt es über die „Goetz“ kaum, ein Bericht ist in der Zeitschrift „Das Motorrad“ erschienen.

Er isch beliebt und au bekannt,
liit i de Stadt, nit uf em Land.
I de Waldstroß findschen, nit so groß;
doch ischs ganz Johr dert weng ebs los.
En Bsuech bei ihm duet sich stets lohne,
er ghört zu iis sit Generatione,
und hät scho bessri Tage gsäeh;
weng Ziit sottsch Der scho feren näh.

Hocksch ufre Bank am Wasser danne
bei frischem Grünen und dunkle Tanne,
isch des e liebliches Idyll;
doch ischs au do nit äbel still.
'S giit Insle i dem Weier dinne,
wo d'Ente friedlich huuse kinne.
De alt Kiosk, des sieht mer glii,
mont, er wärs Dipfli uf em „i“.

Doch wa im Summer iis so freit,
ändert sich zmols, wenns gfiert und schneit.
D'Idylle bliibt iis zwar erhalte,
doch bloost jetzt halt en Wind, en kalte.
D'Ente veliere nit de Muet;
denn d'Nochberschaft vesorgt si guet.

Damit au alles bliibt im Rahme,
hät jetzt de See en andre Name:
„Eisweier“ hoeßt er zu de Stund,
bis zletscht de Frühling retour kunnt
und d'Ente leget ihri Eier.
No saitmer wider „Schiffliweier“.
Den wellet mir uns gäern erhalte
zur Freud vu Junge und vu Alte.



Fast hundert Jahre liegen zwischen diesen beiden Bildern: Als Eisweier erfreute er im Winter 1906 die Schlittschuhläufer. Im Herbst 2003 ziehen die Enten auf dem Schiffleweier – wie ihn die Villinger taufte als man noch Ruderboote mieten konnte – ihre Kreise. Das Gewässer mit den beiden Namen, wird als kleines Stück Nostalgie und Romantik im Herzen der Stadt von den Bürgern geschätzt wie eh und je.



Scho am Morge um viere ich bin im Bett no g'läge
sind die Glonkis mit de Trummle duch d' Schtadt zoge zum Wecke.
Früher hond viel Kinder au no ä Schellepartie g'macht
no war's vorbei mit de Rue vo de Nacht.
Min erschte Gedanke der isch g'si
wie wurd am'end hit au 's Wetter wohl sii?
Ich han d' Vorhäng uf'zoge und 's Fenschter ufg'macht
druse war's klar, klirrend kalt und no halbe Nacht.
Über'm Bicketor hät mer scho die erschte Sunnestrahe g'säe
's war ä Traumwetter wie's des sunscht nu im Bilderbuech ka gäe.
Deno wurd z'erscht emol ä Mählsuppe kocht
die wurd dick und heiß zum Z'morgeesse brocht.
Noch dere Mehlsuppe do isch mer dann so richtig fit
sie macht satt und stopft aber guet isch si nit.
No zieht mer sich a des duret sii Ziit
weil's bi me Narro halt gar viil zum a'lege giit.
Z'erscht duesch d' Finke rab ziehsch 2 Paar Socke a und schlupfsch i d' Bodine drinii
die sind schwarz und suber butzt so wie'n es mueß sii.
En dicke Mantel isch 's näscht des giit ä imposante Figur
no hät de Narro die richtig Poschtur.
Hos, Kittel und Kappe also 's Häs wie mer 'z Villinge sait
isch us weißem Drill oder Grobem Leine und liit scho bereit.
Jetzt schlupfsch i d' Hos und stohsch abwartend na,
daß der 's Mäschgerle die Hosebein innwändig binde ka.
Uf den Augeblik häsch g'wartet und di d'ruf g'freut scho ä ganze Ziit
schächlesch hälinge uf sie nab, wenn sie vor der uf de Knie danne liit.
De untere Abschluß isch'es griene vo de Narrohos
en rechte Villinger des natürlich woef.
De Dschobe wurd a'glait der isch wie d' Hos handbemolt
oder muesch z'erscht nomol uf de Abtritt weil sell später nimme goht.
Ä rot Halsduech bind'sch der um d' Gurgel rum,
daß nint riibt oder druckt des isch nit dumm.
Deno kummet d' Rolle us Bronze mit 23 kilo G'wicht
4 Rieme überkreuz langsam kriegsch ä rot G'sicht.
Z'erscht die mit de große dann die mit de kleine Rolle dra
grad so wie 's zu Großvaters Ziite au scho war.
Du machsch en Hopser, denn die Rolle mon ganz genau stimme
mer zelt 2 4 4 vorne und 2 2 4 hinne.
So dond si bim Narrosprung au richtig klinge,

wenn d' Liit a de Stroß zum Narromarsch 's Bürgerlied singet.
 Mit de Bündel vom Kittel bind' mer si a d' Schultere na,
 daß au jo kon Rieme me verrutsche ka.
 Des isch ä Arbet jetzt fangscho scho a schwitze
 zwischenie trinksch ä Viertele duesch zum Gruebe ä wäng sitze.
 Wo isch denn d' Zipfelkappe die häsch doch grad no g'het?
 Die mueß her sunsch isch de Narro nit komplett.
 Endlich häsch si g'funde und es ka wiitergau
 vo so ebbis derf mer sich nit hinderefir mache lau.
 links a d' Rolle kunnt 's Fulla ä scheen's Siideduech zur Zier
 „mach ä Doppelschleif na, daß i's au jo nit verlier“.
 Fulla und Masch sind wichtig, daß di 's Mäschgerle kennt
 und bim Umzug nit us Versehe mit ä me andere rennt.
 Jetzt d' Kappe mit Fuchschwanz und de Scheme us Lindeholz
 die isch handg'schnitzt und im Narro sin gröschte Stolz.
 Ä Sackduech zwischenii, daß de Hoke vo de Kappe nit druckt
 so ebbis kasch nit bruche do wursch sunscht verruckt.
 En Zipfel devo kunnt nochher no unne i' d' Scheme drinii
 zum de Schweiß ufsuuge des isch wichtig und mueß so sii.

De g'stärkt und g'fältlet Krage us 12 Meter Leinestoff
 bindet dir 's Mäschgerle um de Hals und macht en feschte Knopf.
 „Stell mer nit d' Luft ab!“ saisch doch sie duet nu hintergründig gnitze
 und mont „der Krage mueß jo schließlich au recht sitze“.
 Deno zieht sie mit Deufelsg'walt i ällere Seelerue den Knopf a dem Krage nomol so richtig zue.
 Zum Schluß d' Masch dra'bunde jetzt kasch bald gau
 die schwarze Glassehändsche no und loß jo de Säbel nit shtau.
 's Mäschgerle zupft a der rum mit geübtem griff
 so kunsch ohne Probleme durch de Narro-TÜV.
 Sie sait „Maschgere jetz bisch en scheene – so han is welle
 Ich hoff es shtond recht viil Liit a de Schroß da'mer au kinnet schträhle“.
 Du lachs, duesch d' Scheme nab und denksch so häsch es welle hau,
 denn schträhle ka mer im eigene Mäschgerle jo schließli au.
 Du monsch „los emol pack au nu g'nueg Schnupfede i's Grättli nii
 nit daß de am Märtplatz scho nint me häsch wie'nes im letschte Johr isch g'si“.
 No gosch d' Shtäge nab und wartesch vor em Hus
 weil sich 's Mäschgerle jo au erscht no richte mueß.
 Du denksch so im Stille wie guet es doch isch,
 daß de z'Villinge sii kasch und nit woandersch bisch.
 Vergesse häsch äll' dinne Alltagsorge
 a so e me schene Fasnet-Mändig-Morge.
 Du machsch en Hopser und freusch dich uf den Tag
 vo de Münsteruhr hersch grad de Halbe-niene-schlag.
 Du gucksch an 'Turm nuf de Himmel isch blau und wolkelos
 d' Sunne schint und du denksch wo bliibt denn mi Mäschgerle bloß.
 Sie rieht vo obe rab „ich kumm jetzt go glii!“

und hängt sich scho bald druf'na bi dir ii.
Jetzt muesch goddig mache 's isch scho allerhöchste Ziiit,
wenn de no rechtzeitig zum Ufschtelle a's G'fängnis kumme wit.
„Mäschgerle bind mer d' Scheme – glii goht'es los“
d' Stadtmusik spielt de Narromarsch und die Freud isch groß!
Des isch hald oafach ä schönes G'fühl
do schoht doch kon rechte Villinger schtill.
Die Maschgere schüttlet d'Rolle und juchz'get ganz lut,
denn d' Villinger Fasnet die liit iis im Bluet.
Ohne sie dat ebbis fehle und mir wäret nit froh
d'rum riefet mir au 's näscht Johr wieder „Narri Narro!“



„Mitternächtlicher Spuk am Marktbrunnen“ – 1924 gemalt von Richard Ackermann.

Unter diesem Titel wollen wir Sie künftig über unsere Arbeit informieren. Zunächst möchte ich jedoch kurz unsere Aufgaben umreißen.

„Das Stadtarchiv ist Gewissen, Gedächtnis und Gehilfe der städtischen Verwaltung. Es bewahrt und betreut die Überlieferung zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen, der Städte Villingen und Schwenningen“. Fachlich sind uns auch die Archive der kleineren Stadtbezirke unterstellt. Diese werden aber mit Ausnahme von Mühlhausen in den jeweiligen Rathäusern verwahrt.

Die Binnengliederung des Stadtarchivs weist 5 Abteilungen auf, in die die einzelnen Bestände eingereiht sind. Ein Bestand wird aus der gesamten Überlieferung einer abgebenden Stelle gebildet. Dies können u. a. Akten, Urkunden, Datenträger sein. Die Abteilung 1 birgt alles Material ab 1972 (Stadt Villingen-Schwenningen), in Abteilung 2 sind die Unterlagen von Villingen bis Ende 1971 zu finden und in Abteilung 3 diejenigen Schwenningens bis zu diesem Zeitpunkt. Abteilung 4, „fremde Provenienzen“, umfasst Archivgut von Registraturbildnern außerhalb der Stadtverwaltung (z. B. Bezirksamt Villingen, Verband der deutschen Uhrenindustrie usw.). In Abteilung 5 findet man die Sammlungen (z. B. Karten und Pläne, Plakate, Postkarten, Fotos etc.). Ein besonders häufig benutzter Bestand hier ist die „Stadtchronik“, eine zeitgeschichtliche Sammlung zu allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Sie wird fortlaufend ergänzt und ist besonders für Schüler und diejenigen geeignet, die erstmals in das Archiv „hineinschnuppern“ möchten.

Neben den historischen Beständen bildet das moderne Ämterschriftgut den Schwerpunkt der Gesamtmenge an Archivalien. Diese Unterlagen werden uns von den Dienststellen angeboten und von uns bewertet. Alles, was archivwürdig ist, wird



Abbildung 1: Außenansicht des Stadtarchivs von der Lantwattenstraße aus gesehen (Foto: Stadtarchiv)

dann auf Dauer aufbewahrt. Um die einzelnen Akten, Bände oder Urkunden wieder auffinden zu können, fertigen wir Repertorien (Findbücher) an, die alle Stücke des jeweiligen Bestandes nachweisen. Neben den klassischen Aufgaben der Verwahrung, Erhaltung und Erschließung sind im Laufe der letzten Jahre auch neue Bereiche dazugekommen. Die Öffentlichkeitsarbeit hat an Bedeutung gewonnen. Hierzu gehören Veranstaltungen wie Tagungen, Ausstellungen, Vorträge, Publikationen. Verstärkt hat sich hier auch die Zusammenarbeit mit Lehrern, die das Stadtarchiv als außerschulischen Lernort in ihren Unterricht integrieren.

Natürlich stehen wir auch allen interessierten Bürgerinnen und Bürgern bei Fragen zu Orts-, Familien-, Heimatgeschichte und vielem mehr mit Rat und Tat zur Seite. Die Benutzung von Archivalien wird von Menschen aus Stadt und Region, aber auch von weit her in Anspruch genommen. Neben persönlichem Interesse sind Schüler- oder wissenschaftliche Arbeiten Schwerpunkte der Einsichtnahme.

Wer uns nicht persönlich aufsuchen kann, wendet sich telefonisch, schriftlich oder ganz modern per Email an uns.

Verwaltungsintern sind wir in Registratur- und Ordnungsfragen anderen Ämtern und Dienststellen behilflich.

Die Erhaltung der Archivalien spielt eine große Rolle. Neben den Restaurierungen, die wir extern von Fachleuten durchführen lassen, ist die ebenfalls



Abbildung 2: Rom, 1286 April 15. Ablassbrief von 14 römischen Bischöfen für das Heilig-Geist-Spital mit den Siegeln der Aussteller (SAVS Best. 2.3 Nr. 2309).

extern vergebene Mikroverfilmung die zweite große Sparte in diesem Aufgabenspektrum. Diese Konservierungsform hat mehrere Vorteile. Erstens können alle Archivalien, auch mittelalterliche Pergamenturkunden so einem breiten Kreis zugänglich gemacht werden. Zweitens werden die Originale geschont. Drittens ist es auch möglich Papierkopien am Readerprinter zu erstellen. Auch die Lokalteile der Zeitungen werden jährlich mikroverfilmt.

Im letzten Jahr konnte in Zusammenarbeit mit dem Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V., Dortmund, durch Finanzierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft der „Süd-kurier“ von 1945 bis 1989 komplett verfilmt werden, ohne dass der Stadt Kosten entstanden.

Von einigen ausgewählten großformatigen farbigen Urkunden haben wir im Jahre 2002 erstmals farbige Makrofiches anfertigen lassen, die sich als Vorlagen für den Druck hervorragend eignen (s. Abb. 2).

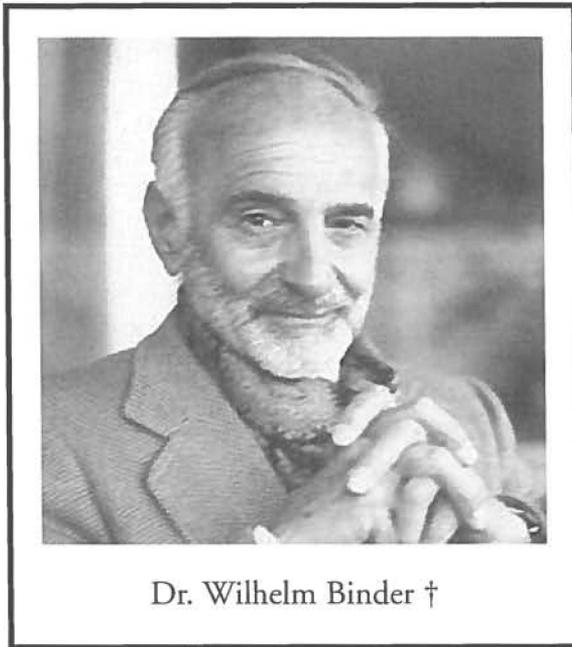
Wir bemühen uns auch darum, bereits länger im Archiv befindliche Unterlagen nach und nach

modernen Benutzungswünschen zugänglich zu machen. So wurde z. B. der Bestand des Heilig-Geist-Spitals und der anderen Stiftungen Villingens im Jahr 2000 mit unserem Datenbankprogramm AUGIAS-Archiv digital verzeichnet. Neben dem alten Bestand Heilig-Geist-Spital, für den ein handgeschriebenes Repertorium aus dem 17. Jahrhundert vorliegt, befanden sich auch in anderen Beständen des Stadtarchivs Unterlagen dieser Provenienz und anderer Stiftungen wie der Elendjahrzeitpflege, des Gutleuthauses u. a. Einrichtungen. Ein großer Teil davon war noch gar nicht erfasst. Der Gesamtkorpus wurde so geordnet, dass der Zusammenhang der jeweiligen Einzelinstitution gewahrt blieb. Der zeitliche Rahmen reicht vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Der Umfang, den die Archivare immer in laufenden Metern Archivgut angeben, beträgt 58,5 lfd. m. Darunter sind 589 Urkunden. Insgesamt wurden 2575 Titelaufnahmen⁶ angefertigt. Durch je einen Orts-, Personen- und Sachindex können Informationen zu bestimmten Fragestellungen zügig gefunden werden. Im Literaturverzeichnis findet der Leser weiterführendes Schrifttum. Glossar, Abkürzungsverzeichnis und eine Liste der Vorstände der Vereinigten Spital- und Armenstiftungen seit 1. Juni 1854 runden das 467 Seiten starke Repertorium ab. Darüber hinaus erstellte Konkordanzen (von 44 und 61 Seiten) verknüpfen die alten historischen Signaturen mit den neuen, so dass bereits in der Literatur zitierte Stücke im neuen Repertorium schnell ausgemacht werden können. Neben der eigentlichen Verzeichnung wurde der Gesamtbestand auch mechanisch bearbeitet. D.h. alles Metall wurde entfernt, kleinere Reinigungsarbeiten durchgeführt und die Akten in säurefreies Papier, die Urkunden in spezielle Taschen umgelagert und in Archivkartons ins Magazin verbracht. Inhaltlich bietet der Bestand viele Möglichkeiten zu Forschungen. Man erfährt etwas über die Schenkungen und Stiftungen, über Besitz und Ausstattung der einzelnen Institute und das Engagement privater Stifter für das Allgemeinwohl. Sozialgeschichtliche Aspekte scheinen ebenso auf wie die verwaltungsgeschichtliche Entwicklung der karitativen Stiftungen.

Dankbare Erinnerung an Dr. Wilhelm Binder

Hermann Colli

Gründungs- und Ehrenmitglied des GHV
Er starb kurz nach seinem 90. Geburtstag



Er war nie ein lauter Mensch. Er hielt nichts von großen Worten sondern schätzte die ruhige und sachliche Sprache. In den letzten Jahren war es um ihn, der ein beachtliches Stück des gesellschaftlichen, lokalpolitischen und kulturellen Lebens seiner Heimatstadt Villingen mitgeprägt hat, noch stiller geworden. Jetzt ist er, kurz nach seinem 90. Geburtstag, in die ewige Ruhe eingetreten: Dr. Wilhelm Binder.

Die Stadt Villingen-Schwenningen, zu der er sich immer bekannte und an deren „Geburt“ er als FDP-Stadtrat maßgeblich mitgewirkt hat, verliert mit ihm einen noblen, verantwortungsbewussten, schöpferischen, kunstsinnigen und großzügigen Bürger. Für seine Verdienste erhielt er 1985 die Bürgermedaille. Dr. Binder war ein mutiger und aufrichtiger Mann, der seine Meinung konsequent, überzeugend und mit großem Durchsetzungsvermögen vertrat. Das bekam OB Dr. Gerhard

Gebauer im Dezember 1974 zu spüren, als Wilhelm Binder, nach einer heftigen Diskussion mit ihm im Gemeinderat, das Gremium verließ und nie wieder an den Ratstisch zurückkehrte.

Ehrungen hat der vielseitig engagierte Villingen, der nicht gern im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand, viele erfahren. Er wurde mit der Theodor-Heuss-Medaille ausgezeichnet, mit dem Bundesverdienstkreuz und mit zahlreichen anderen Auszeichnungen auf überregionaler Ebene. Dr. Binders beruflicher Werdegang und seine Verdienste als Erfinder, Entdecker, Unternehmer und langjähriger Chef der weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannten Firma Binder Magnete GmbH ist im Laufe der Jahre vielfach gewürdigt und in zahlreichen Beiträgen veröffentlicht worden. In einem Buch, das zum 75. Geburtstag seiner Firma erschienen ist, steht ein Satz, der das berufliche Lebenswerk Binders eindrucksvoll charakterisiert: „Die Produktion des Hauses ist die umgesetzte geistige Unruhe eines geschätzten Entdeckers und Wissenschaftlers.“

Auch der Geschichts- und Heimatverein Villingen hat ihm in zahlreichen Beiträgen die gebührende Anerkennung gezollt. Und das mit Recht und großem Respekt vor seiner Leistung. Dr. Binder war im GHV ein Mann der ersten Stunde. Er gehörte zu den Gründern des Vereins, der in ihm ein interessiertes, kreatives und spendenfreudiges Mitglied hatte. Nicht nur der Verein, sondern auch die Stadt verdankt ihm zahlreiche literarische Werke und profitiert von seiner Förderung historischer Projekte. Erinnerung sei an die Nachprägungen des Villingen Denars und des Zunftsiegels, seine Förderung bei den Hallstatt-Ausgrabungen am Magdalenberg, die Herausgabe einer ganzen Reihe von Büchern und Schriften zur Geschichte seiner Heimatstadt. Viele davon stehen in jedem Bücher-schrank geschichtsbewußter Villingen. Dazu gehö-

ren unter anderem: „Luftaufnahmen von Villingen“ (1962), „Kunstschatze aus Villingen“ (1969), „Die Ratsverfassung der Stadt Villingen“ (1972), „Textilkunst aus fünf Jahrhunderten“ (1988). Die mit Dr. Ulrich Rodenwaldt herausgegebenen Bände über die Ratsprotokolle des 17. bis 19. Jahrhunderts „Das Leben im alten Villingen“ (1976 und 1990) fanden großes Interesse und gehören auch heute noch zu den wichtigsten Quellen Villingener Geschichtsforschung. Der GHV hat den zweiten Band der Ratsprotokolle 1990 als XV. Jahrbuch herausgegeben. Für sein enormes Engagement bei der Förderung und Erhaltung der Heimatgeschichte wurde Dr. Binder 1988 zum Ehrenmitglied des GHV ernannt.

Stadt und Bürgerschaft, besonders aber auch der Geschichts- und Heimatverein, nimmt in dankbarer Erinnerung Abschied von einem großzügigen Gönner und Förderer des heimischen kulturellen Lebens. Sein Bild wird in den Köpfen und Herzen der Villingener weiterleben. Es bleibt sogar sichtbar in einem Kunstwerk inmitten der Stadt. An den Münsterportalen hat Klaus Ringwald das Portrait Wilhelm Binders verewigt. Im Bild von der Berufung des Evangelisten Johannes ist er am südlichen Doppelportal des Münsters in Bronze gegossen zu finden.



Dr. Wilhelm Binder, in Bronze gegossen an den Villingener Münsterportalen von Professor Klaus Ringwald.

Unsere Veranstaltungen begannen im Januar 2003 mit einem Besuch im neu eröffneten **Haus der Geschichte Baden-Württemberg** und in der Staatsgalerie in Stuttgart unter Führung von **Barbara Eichholtz**. Das **Albert-Schweitzer-Haus** in Königfeld war Ziel unserer Februar-Veranstaltung. Unser Beiratsmitglied **Herbert Stoffel** hatte die Halbtagesexkursion vorbereitet.

In der Jahreshauptversammlung wurden **Günter Rath** als Erster Vorsitzender und **Georg Schuhbauer** als Schatzmeister für weitere zwei Jahre einstimmig in ihren Ämtern bestätigt.

Zwischen Konfrontation und Begegnung war **Christian Siebers Vortrag** überschrieben. Eindrucksvoll gelang es dem Referenten, die **Beziehung der vorderösterreichischen Stadt Villingen zur Schweizer Eidgenossenschaft im 15. und 16. Jahrhundert** darzustellen.

50 Mitglieder flogen am 19. April für eine Woche nach **Sizilien** und waren begeistert und beeindruckt von Geschichte und Kultur am Fuße des Stiefels.



Sonja Zeidler wurde in der Jahreshauptversammlung für ihr langjähriges Engagement als Kassenprüferin durch den Vorsitzenden Günter Rath (zweiter von links) besonders geehrt. Die heute 90jährige ist aber als Austrägerin der Vereinspost noch immer aktiv. Glückwünsche gab es auch vom 2. Vorsitzenden Helmut Kury (links) und Schatzmeister Georg Schuhbauer.

Bernhard Scherer, Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins und Stadtführer begeisterte eine große Begleiterschar bei seinem besonderen **Stadtrundgang**. Dass Mathematik auch unterhaltsam sein und faszinieren kann, dies zeigte uns **Ulrich Reich** in seinem Vortrag über die **Rechenmeister und ihre schönsten Rechenaufgaben**.

Eine überaus anschauliche und verständliche Führung, organisiert von unserem Zweiten Vorsitzenden **Helmut Kury**, erfreute über 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer Ende Mai in der Klosteranlage von **St. Peter**. Ein schönes Jubiläum konnte eine Woche nach Pfingsten begangen werden. Zum zehnten Mal jährte sich die vom Geschichts- und Heimatverein unter Führung von **Adolf Schleicher** initiierte **Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg**.

Ebenfalls im Juni führte uns **Willi Meder**, Vorsitzender des befreundeten Heimatvereins **St. Georgen**, auf den **Spuren des Klosters St. Georgen** und mit **Klaus Herzer** begaben sich 50 Damen und Herren auf die **kleine Jahresexkursion nach Speyer**.



Aufmerksame Zuhörer beim Rundgang um den Speyerer Dom.



Hohensalzburg

und Worms. Nicht nur die Dome in Speyer und Worms beeindruckten. Das **Hambacher Schloss** führte uns beeindruckend die Freiheitsbewegungen und die Bemühungen um die Schaffung eines demokratischen Deutschland im 19. Jahrhundert vor Augen.

Über Tirol führte uns die Fahrt bei unserer großen **Jahresexkursion nach Salzburg**. Für mehr als 60 Teilnehmer war die Stadt, ihre Geschichte und Kultur eine Reise Wert. Schönes Wetter, beeindruckende Sehenswürdigkeiten und genügend Zeit, um auch die lukullischen Köstlichkeiten der Landeshauptstadt zu genießen, sorgten für durchweg gute Stimmung. Begeistert und voll beladen mit schönen Eindrücken kehrten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zurück.



Mit großem Interesse folgten die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen den Erklärungen, mit denen der Triberger Pfarrer Josef Läufer den im Jahre 2000 eingeweihten Zelebrationsaltar in der Wallfahrtskirche vorstellte.

Unser Beiratsmitglied **Dekan Kurt Müller** zeigte uns die Schönheit *seiner Wallfahrtskirche in Triberg* und führte uns auf die Spuren der **Villinger Künstlerfamilie Schupp**.

Der **Geigenbau im Schwarzwald** war Thema und gleichzeitig Vorbereitung auf eine Ausstellung im Franziskaner im Jahr 2004. **Wolfgang Kury**, Geigenbaumeister aus Villingen, gelang es engagiert, Kunst und Handwerk vorzustellen, die Unterschiede zur großen Tradition der italienischen Geigenbauer aufzuzeigen und fast vergessenes Wissen um ein altes, in der Region verankertes Kunsthandwerk wieder lebendig werden zu lassen. Mitte November referierte **Dekan Martin Treiber** über die **Persönlichkeit und das Wirken Rollmann von Dattenbergs**. Den Abschluss des Vereinsjahres bildete dann der schon zur Tradition gewordene „Besinnliche Abend im Hotel Diegner“.

Die Autoren

Heinrich Adrion, pensionierter Studiendirektor, gebornen 1926 in der Fünftälerstadt Schramberg. Ab 1956 lange Zeit Lehrer am Deutenberg-Gymnasium in Schwenningen. Seit der Restaurierung der „Beweinung Christi“ in der Falkensteiner Kapelle Schramberg (1962) erforscht der Autor – mit Unterbrechungen – Leben und Werk des Bildhauers Konrad Rötlin. Buchveröffentlichung (1970) „Der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians, Konrad Rötlin“.

Dr. Anita Auer M.A., geboren 1961 in Säckingen, studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Heidelberg und Stuttgart, Magisterarbeit über klassizistische Damenmode in Baden und Württemberg, Dissertation über einen Modeschöpfer des 20. Jahrhunderts. Verschiedene Werkverträge am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und am Ulmer Museum. Seit 1991 wissenschaftliche Mitarbeit am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen. Zweite Vorsitzende des Fördervereins Kulturzentrum Franziskaner. Seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Michael Hütt. Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg im Bereich Modegeschichte.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Bote, seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein, zuständig für Presse und Öffentlichkeitsarbeit.

Gerhard Hauser, Jahrgang 1963, in Waldshut geboren. Aufgewachsen in Konstanz begann er, nachdem er den Geschichtspreis seiner Schule erhalten hatte, natürlich die Historie und Philosophie zu studieren. Stationen: Konstanz, Tübingen und Göttingen. Danach Werkvertrag

mit der Stadt Albstadt, dann Tätigkeit als Journalist. Seit einigen Jahren Redakteur bei der Lokalredaktion des SÜDKURIER in Villingen-Schwenningen.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen. Technischer Oberlehrer an der Schule für Körperbehinderte in Villingen. Stadtführer, seit 1974 Ratsherr der Historischen Narrozunft Villingen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Jahrgang 1931, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i.R., bis 1990 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, seit 1993 Ehrenmitglied.

Helmut Kury, geboren 1940 in Villingen, Abitur am Romäusgymnasium in Villingen, Studium der Zahnheilkunde in Freiburg; seit 1967 in der väterlichen Praxis tätig. Seit 1993 Zweiter Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Wolfgang Kury, geboren 1969 in Villingen. Berufliche Ausbildung als Geigenbauer an der Fachschule für Geigenbau in Mittelwald. Gesellenzeit für Instrumentenrestauration in Mainz (2 Jahre) und Vertiefung der Neubaufähigkeiten von Streichinstrumenten in Cremona/Italien (3 Jahre). Anschließend Meisterprüfung in Hamburg. Seit November 2000 selbstständig im Atelier für Streichinstrumentenbau in Villingen-Schwenningen. Seine Passion ist der Neubau von Streichinstrumenten und das Arbeiten an klanglichen Problemen alter Streichinstrumente.

Willi Meder, 1934 in St. Georgen geboren, gelernter Uhrmacher und Techniker. Lange Jahre als

Konstrukteur in der Uhrenindustrie und später in der Kunststoff verarbeitenden Industrie tätig. 1984 – 1988 zweiter Vorsitzender und seit 1988 erster Vorsitzender des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen.

Kurt Müller, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963-1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese Freiburg tätig. Seit 1981 Münsterpfarrer in Villingen, Dekan des Dekanats Villingen, Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins Villingen und seit 1987 im Vorstand.

Stefan Preuß, 1960 in Berlin geboren, schloss das Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaften, Soziologie und Sportwissenschaften in Göttingen ab. Nach Volontariat bei der Alfelder Zeitung Redakteur bei der Goslarschen Zeitung und beim Schwarzwälder Boten, später Investor Relations Manager einer Aktiengesellschaft und Geschäftsführer eines Proficlubs. Derzeit freiberuflich in Villingen-Schwenningen sowohl für regionale als auch bundesweite Medien tätig. Daneben berät er zahlreiche Unternehmen im Bereich Öffentlichkeitsarbeit.

Christian Schulz M.A., geboren 1970 in Wuppertal. Studium der Neueren Geschichte, Philosophie und Ethnologie in Tübingen und Wien. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen. Dissertation zur Wahrnehmung und Deutung des Dreißigjährigen Krieges durch katholische Ordensleute und Weltgeistliche, insbesondere Abt Georg II. Gaisser von Sankt Georgen.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Michael Tocha, Lehrer für Geschichte, Englisch und Ethik am Gymnasium am Hoptbühl, Fachberater des Oberschulamts Freiburg für Geschichte. Veröffentlichungen zu orts- und landesgeschichtlichen und geschichtsdidaktischen Themen, Übersetzungen, Schulbuchautor. Beirat im Geschichts- und Heimatverein.

Hansjörg Kindler-Trixini, „Der Magier mit dem Blauen Stein“: 1933 in Villingen geboren; Abitur Schule Schloss Salem, Theologiestudium, Priesterweihe, siebzehn Jahre in verschiedenen Gemeinden, zuletzt als „Europapfarrer“ in Luxemburg. Dann machte er sein Hobby zum Beruf und eroberte als Entertainer und Magier die Kinderherzen in über 50 Ländern. In Paderborn liete er dreizehn Jahre erfolgreich ein kleines Puppen- und Zaubertheater. Seit 1997 lebt Kindler-Trixini in Kaufbeuren, ist Mitglied des Magischen Zirkels von Deutschland, Priester im Nebenamt. Motto: „Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen pfeifel lassen!“

Hubert Waldkircher, geb. 1942 in Villingen, Leiter der Abteilung Sozialversicherung und des Standesamtes der Stadtverwaltung Villingen-Schwenningen, seit vielen Jahren engagiert um die Belange der historischen Innenstadt Villingen als Mitbegründer des Arbeitskreises Innenstadt im Geschichts- und Heimatverein.

Claudia Wildi, Jahrgang 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS-Villingen, Studium der Betriebswirtschaft an der Fachhochschule Pforzheim, seit 1998 als Schriftführerin im Vorstand des Geschichts- und Heimatvereins.

Jahresexkursion 2003 in Spiegel der Presse - Verbindungen zur eigenen Historie

Ein reichhaltiges Menü aus österreichischer Geschichte, Historie von deutschen, bayrischen und k.u.k.-Herrschern, von mächtigen Fürsterzbischöfen, gemischt mit bedeutenden Sehenswürdigkeiten in Salzburg und gewürzt mit einem kräftigen Schuss Mozart sowie Begegnungen mit der eigenen Vergangenheit, servierte der Geschichts- und Heimatverein Villingen bei der Jahresexkursion 2003.

Als „Chefkoch“ hatte der GHV-Vorsitzende Günter Rath ein Gericht komponiert, das genau den Geschmack der begeisterten Mitreisenden traf: Salzburger Nockerln, garniert mit einigen würzigen Zutaten aus der Zähringerstadt, könnte man es nennen.

Sechs Tage lang war den über 60 Mitgliedern ein äußerst vielseitiges und abwechslungsreiches Programm geboten. Bei Stadtrundgängen und Besichtigungen erfuhren die Teilnehmer viel von Austrias Vergangenheit und der geschichtlichen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Bedeutung Salzburgs.

Der Bogen spannte sich dabei von der Eiszeit über die Kelten und Römer, die 1000-jährige Geschichte der Fürsterzbischöfe bis in unsere Zeit. Großartige Architektur und prächtige bauliche Ausstattung gab es zu bestaunen im Dom und anderen Gotteshäusern, im Schloss Mirabell, auf der Festung Hohensalzburg und in der Residenz mit ihren zahlreichen Prunkräumen.

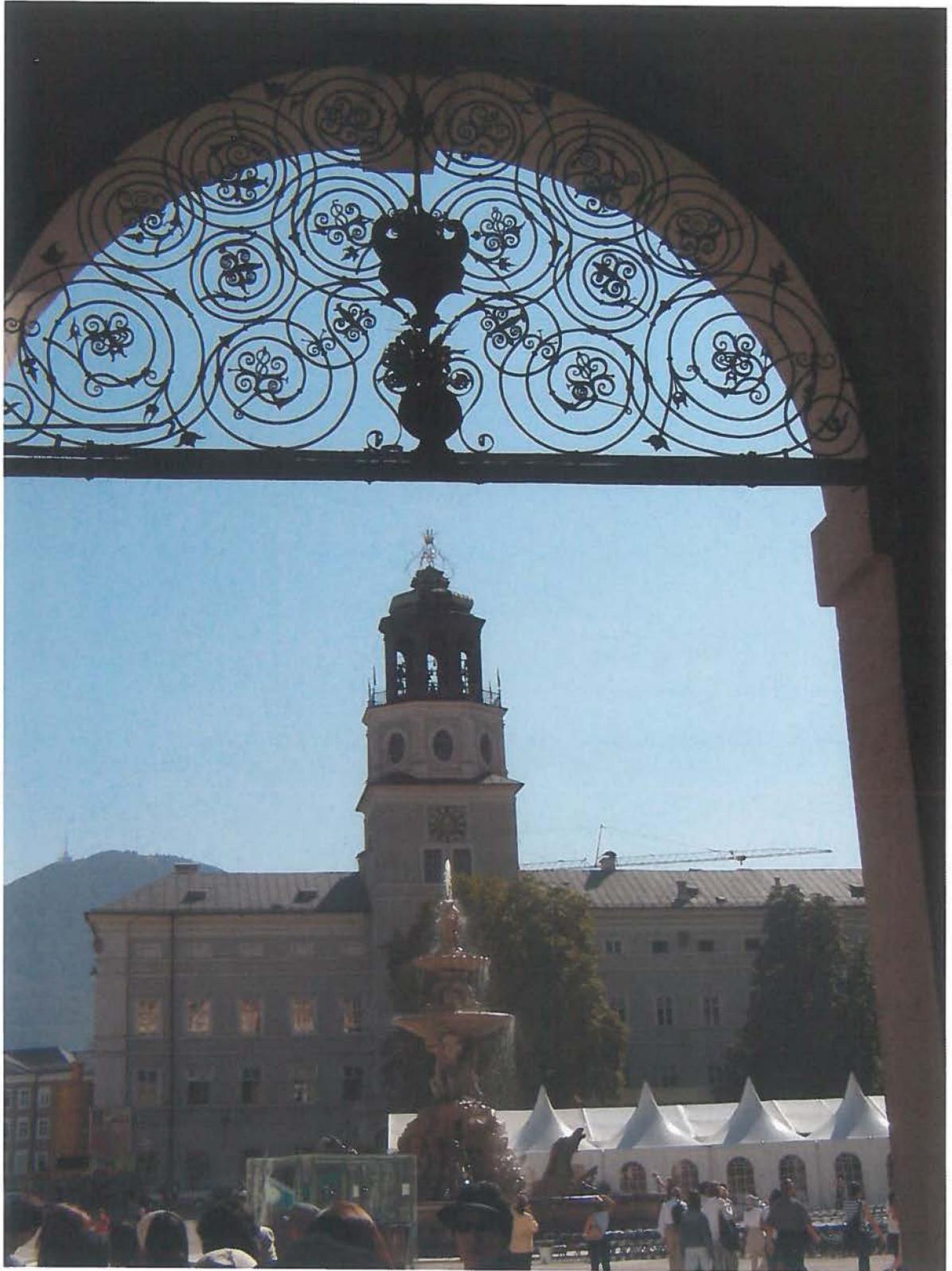
Da das Programm relativ viel Zeit für private Unternehmungen ließ, blieb ausreichend Gelegenheit für einen Bummel durch die historische Altstadt mit Einkehr in gemütlichen Lokalen und probieren Salzburger Spezialitäten. Aber auch für Theater- und Museumsbesuche wurde die Zeit genutzt. Und an allen Ecken und Kanten: Mozart, Mozart, Mozart! Ob im Geburts- oder Wohnhaus, überall wurde dem größten Sohn der Stadt, die sich

gern als „musikalischer Mittelpunkt Europas“ feiern lässt, die gebührende Reverenz erwiesen. Und natürlich spielten die Straßenmusikanten dessen Melodien, vor allem seine Kleine Nachtmusik. Erinnerungen an Villingen kamen nicht nur beim geschichtlichen Rückblick auf. Bei Besichtigungen wurde bedauernd registriert, dass in Salzburg oft die gleichen Bausünden am historischen Stadtbild begangen wurden wie zu Hause. Und im großartig angelegten und gepflegten Schlosspark von Mirabell dachten die Villingen mit Wehmut an die Zeiten, in denen sie auch im heimischen Kurgarten mit Freude lustwandeln konnten.

Eine Fahrt durch das Salzkammergut mit Stippvisiten in Bad Ischl, St. Gilgen und Mondsee rundeten das Bild der Österreich-Exkursion ab. Rundherum zufrieden, vollgestopft mit neuem und aufgefrischem Wissen, sind die Geschichtsfreunde, mit Dank an Reiseleiter Günter Rath und seinem „Assistenten“, GHV-Beiratsmitglied Adolf Schleicher, wieder gut zu Hause gelandet.



Mit vielen neuen Eindrücken sind die Mitglieder des GHV von der Jahresexkursion nach Salzburg zurückgekehrt. Eine Menge bedeutender Sehenswürdigkeiten rückten in der Mozartstadt in den Blickpunkt des Interesses. Aber auch abseits vom großen Touristenstrom gab es Historisches zu bestaunen, wie hier in einem Innenhof der Salzburger Altstadt.





WIEBELT

Buchhandlung

Treffpunkt netter Leute

*Bücher sind Schokolade für die Seele.
Sie machen nicht dick.
Man muß nach dem Lesen
nicht die Zähne putzen.
Sie sind leise. Man kann sie
überallhin mitnehmen, und das
ohne Reisepass.*

*Bücher haben aber auch einen Nachteil:
Selbst das dickste Buch
hat eine letzte Seite,
und man braucht wieder
ein neues.*

Also - herzlich willkommen

F.K. Wiebelt GmbH & Co. KG – Buchhandlung
Bickenstraße 6-8
78050 Villingen-Schwenningen
Telefon 077 21/98 00-30 Telefax 077 21/98 00-35
www.wiebelt.de | buchhandlung@wiebelt.de